1,70 DM / Band 48
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13.-

BASTEI

NEU



DER HEXER

Die phantastischen Abenteuer des Robert Craven



Geistersturm

Frankreich F7,00 / Italien L 1600 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 140



Band 48

Geistersturm

Auf den ersten Blick war es ein Moor wie jedes andere auch. Gasblasen zerplatzten mit leisem Blubbern und verströmten einen schwachen, aber trotzdem durchdringenden Fäulnisgestank. Ein paar verkrüppelte Bäume und Büsche hatten ihre Wurzeln in den morastigen Untergrund gekrallt. Feuchtigkeit hing in grauen Schwaden über dem Boden. Äußerlich gab es keinen Unterschied zu Dutzenden anderer Sumpfgebiete.

Doch nur auf den ersten Blick.

Auf den zweiten wirkte es furchteinflößend. Und mehr noch als das: *gefährlich!*

Und es *wirkte* nicht nur so…

Robert Craven – Sohn eines Hexers aus Salem, der den Zorn der GROSSEN ALTEN auf sich zog. Nach Roderick Andaras Tod ging der Fluch auf Robert über: Nun wird er von den uralten Dämonen gejagt. Robert Craven wehrt sich gegen die Rolle, in die er gezwungen wird, doch die ALTEN und ihre Kreaturen lassen ihm keine Wahl: Er muß sein magisches Erbe einsetzen, wenn er überleben will.

Howard Lovecraft – Väterlicher Freund und Mentor Cravens. Er bildete den Jungen nach dem Tod Andaras aus und begleitete ihn auf seinen gefahrvollen Reisen. Früher war Lovecraft ein MASTER im Ordensbund der Tempelritter, wurde aber abtrünnig, als er merkte, daß die Ziele des Ordens, durch religiösen Wahn geleitet, eine Gefahr bedeuten. Seine Fähigkeit, die Zeit zu beeinflussen, hat er jedoch behalten.

Rowlf – Howards Leibdiener. Ein zwei Meter großer, gutmütiger Koloß. Nach außen hin nicht gerade mit Verstand gesegnet, in Wahrheit aber ein intelligenter, gewitzter Hüne mit der Kraft eines Samson.

Die GROSSEN ALTEN – Die wahren Herrscher über die Erde. Ihre Heimat war die Sonne Beteigeuze, von wo sie vor Urzeiten kamen und äonenlang die Erde beherrschten, bis sie von den ÄLTEREN GÖTTERN in einer gewaltigen Schlacht besiegt und zwischen den Dimensionen eingekerkert wurden. Sie sind nicht tot, sondern schlafen nur. Oder besser schliefen, denn durch eine schicksalhafte Beschwörung der Hexer von Salem wurden sie geweckt und versuchen seitdem, ihr Gefängnis zu verlassen.

Die SHOGGOTEN – Die Dienerwesen der GROSSEN ALTEN aus unheiligem Protoplasma. Formlose, tentakelbewehrte Wesen, die durch den Geist der ALTEN gesteuert werden und jede Gestalt annehmen können. Doch die Shoggoten sind vergänglich – ihr dämonisches Leben ist von kurzer Dauer. Durch die Shoggotensterne, kleine, fünfzackige Steine, können sie vernichtet werden.

Das NECRONOMICON – Das Buch des Bösen. Einst verfaßt vom wahnsinnigen Araber Abdul Alhazred, enthält es Beschwörungen, düstere Geheimnisse – und den Schlüssel zur Macht, sich die Kräfte des Bösen Untertan zu machen und die Erde zu beherrschen. Das NECRONOMICON lebt – es ist beseelt von einem finsteren Geist, der

alle, die versuchen, es zu lesen, in Tod und Wahnsinn treibt. Es zu öffnen, bedeutet das Chaos.

Priscylla – Roberts Freundin. Er rettete sie vor Jahren vor dem sicheren Tod – und mußte erkennen, daß sie vom Geist einer Hexe besessen war. Zwar konnte Andara die Hexe vernichten, doch wurde damit auch Priscyllas Verstand zerstört. Dann geriet sie in den Bann des NECRONOMICON, und sie handelte nach dessen bösem Willen, bis Robert sie befreien konnte. Lange Zeit dämmerte sie wieder zwischen Wachen und Schlaf dahin – doch nun scheint sie endgültig geheilt!

Shadow, die El-o-hym – sie ist teils Engel, teils Teufel... und teils Mensch, seit sie sich in Robert Craven verliebte und mit ihm schlief. Sie hat als einzige ihres Volkes erkannt, welche Pläne die GROSSEN ALTEN verfolgen, um ihren Kerker zu zerbrechen. Um dies zu verhindern, verstieß Shadow gegen alle Gesetze der El-o-hym. Einst verbündete sie sich mit Hastur, dann wandte sie sich von ihrem Volk ab. Nun wird sie gejagt... kann es ihr noch rechtzeitig gelingen, die Falle der GA von Robert abzuwenden?

Hastur, der UNAUSSPRECHLICHE – einer der GROSSEN ALTEN, aber anders als die übrigen seiner Rasse. Hastur besitzt als einziger Gefühle... und ein Gewissen. Er will die Wiedergeburt seiner Brüder verhindern... und sei es auch mit Roberts Tod...

* * *

Die Welt des Hexers

Nach den Abenteuern in Kadath, der Stadt der bösen Träume, kehren Robert Craven und Howard Lovecraft nun wieder nach London zurück. Shadow, die El-o-hym, hat sich von ihrem Volk abgekehrt, um eine schreckliche Gefahr von Robert abzuwenden. Es scheint, als laufe er geradewegs in sein Verderben, in eine Falle der GROSSEN ALTEN, die ihrer Befreiung aus den Kerkern zwischen den Dimensionen nun näher sind als je zuvor. Aber noch sind die SIEBEN SIEGEL DER MACHT, die die GA befreien können, nicht zusammengefügt, ja Robert besitzt nicht einmal alle sieben, sondern nur fünf dieser uralten Kleinode. Trotzdem – die ALTEN scheinen kurz vor ihrem Ziel – und Shadow setzt Himmel und Hölle in Bewegung (und das wörtlich!), um dies zu verhindern.

Priscylla, Roberts Freundin, scheint unterdessen von ihrer geistigen Umnachtung geheilt. Wir erinnern uns – einst war sie vom Geist der Hexe Lyssa besessen, bei deren Austreibung auch Pris Geist geschädigt wurde. Dann geriet sie in Necrons Gefangenschaft, und der alte Hexenmeister (und Roberts Erzfeind) verschmolz ihre Seele mit dem NECRONOMICON, dem Buch des Bösen. Auch nachdem Robert Necron vernichten und Pri befreien konnte, schien etwas von dieser unheiligen Verbindung in ihrem Geist zurückgeblieben zu sein.

Doch zurück zu den Siegeln. Für alle, die ihre Kenntnisse über diese entscheidenden Faktoren noch einmal auffrischen wollen, habe ich hier aufgeführt, was die Siegel sind und in welchen Bänden Robert sie erringen konnte:

1. SIEGEL – Ein kleiner, grünglitzernder Stein, den der Fischgott Dagon damals an Bord seines Schiffes mitführte (Bd. 16).

2. SIEGEL – Eine leuchtende, glasähnliche Kugel, die die Lavahöhlen unter der Vulkaninsel Krakatau vor Wassereinbruch schützte. Als Robert das Siegel entfernte, kam es zu dem vernichtenden Vulkanausbruch (Bd. 21).

3. SIEGEL – Das spiralförmige Auge der Dienerkreatur Shudde-Tuur, gegen die Robert einst in Arcenborough kämpfte (Bd. 23).

4. SIEGEL – Roberts Medaillon, das er von seinem Vater erbte und das sich erst im entscheidenden Zweikampf mit Necron als Siegel entpuppte und den Magier tötete (Bd. 30).

5. SIEGEL – Der Rubin »Auge des Satans«, mit dessen Hilfe der sadistische Magier Nizar über seine arabischen Wüstenvölker herrschte und der sich letztendlich gegen ihn selbst wandte (Bd. 38).

Wie die beiden letzten der SIEBEN SIEGEL DER MACHT aussehen, werdet Ihr in diesem und dem nächsten Band erfahren…

* * *

Etwas stimmte nicht.

Ich konnte das Gefühl nicht richtig in Worte kleiden, aber es erschien mir fast, als sei die Gegend von einer unsichtbaren, nur unterschwellig spürbaren Aura des Bösen durchdrungen. Jeder Stein, jeder Busch und jeder der wenigen, verkrüppelten Bäume schien Gefahr auszuatmen,

ein unbestimmtes, vages Grauen, das wie auf dürren Spinnenbeinen in meine Seele kroch und mich mit einem ständig wachsenden Gefühl des Unbehagens erfüllte. Es war noch keine wirkliche Furcht, aber doch etwas, das ihr sehr nahe kam.

Unbehaglich sah ich mich um. Ich hatte in den vergangenen siebenundvierzig Abenteuern gelernt, auf meine Ahnungen zu hören. Es war der bisher sicherste Weg, am Leben zu bleiben.

Aber da war nichts.

Nur das Moor.

Ein Weg, gerade breit genug, um halbwegs sicher darauf gehen zu können, schlängelte sich vor und hinter mir zwischen den Moorgewächsen durch, die auf eine bizarre, mit dem Auge nicht zu erfassende Art tot anmuteten.

Nebelstreifen stiegen aus dem Sumpf. Wie die oktopoiden Arme eines gestaltlosen Ungeheuers schienen sie über die Pflanzen zu tasten, um ihnen alles Leben zu entziehen und die Atmosphäre der Düsternis noch zu vertiefen.

Über mir spannte sich ein grauer, an Quecksilber erinnernder Himmel.

Am Horizont zeigten sich noch letzte rötliche Streifen und erinnerten an den Sonnenuntergang, der erst wenige Minuten zurückliegen konnte. Aber das Licht verblaßte rasch. Immer rascher breiteten sich die Schatten der Abenddämmerung über die Landschaft aus und deckten sie wie ein finsteres Tuch aus gestaltgewordener Nacht zu.

Ich ließ meinen Blick ziellos umherirren, doch in allen Richtungen zeigte sich das gleiche trostlose Bild. Nirgendwo gab es auch nur den geringsten Hinweis darauf, wo ich mich befand.

Ich wußte nicht einmal, wie ich hierhergekommen war.

Die vage Erinnerung an Feuer tauchte aus meinem Gedächtnis auf. Feuer und ein riesiges, mit seltsamen, unbegreiflichen Symbolen verziertes Portal, das mich aufgesogen und hierhin ausgespien hatte. Doch ich wußte nicht zu sagen, ob es sich um echte Erinnerungen handelte, oder nur um eine Vision.

Es war auch gleichgültig.

Viel wichtiger war für mich, wie ich wieder von hier wegkam, und das

möglichst schnell.

Die bizarre Moorlandschaft flößte mir Angst ein. Eine Angst, die sich nicht allein durch meine Situation oder die trostlose Öde des Sumpfes erklären ließ.

Es war auch nicht allein der düstere Odem der Verderbnis und des Todes, der über diesem Landstrich zu liegen schien.

Es war eine Mischung aus allem, gepaart mit dem Gefühl einer von Sekunde zu Sekunde größer werdenden Gefahr. Ich konnte beinahe körperlich spüren, wie sich irgend etwas näherte; lautlos schleichend und unter dem brodelnden Morast verborgen.

Ein schwacher Windhauch, der den Geruch nach Moder und Verwesung mit sich trug, zerzauste mein Haar. Gleichzeitig spürte ich eine leichte Bewegung am Fuß.

Ich schrie vor Schreck auf und sprang zurück. Der Stockdegen glitt wie von selbst in meine Hand. Dann erst merkte ich, daß mich nur ein vom Wind bewegtes Schilfgewächs genarrt hatte, das mein Bein streifte. Erleichtert strich ich mir mit der Hand kalten Schweiß von der Stirn.

Aber das Gefühl einer nahenden Gefahr blieb und wurde immer noch stärker. Ich glaubte es wie einen unsichtbaren Reif zu spüren, der um meine Brust lag und mir die Luft abschnürte.

Willkürlich entschied ich mich für eine Richtung und lief den Weg entlang. Nun ja – Weg war fast zu viel gesagt. Es handelte sich um einen schmalen Trampelpfad, der sich wie eine gezackte Narbe durch den Sumpf zog. Nur die leichte Färbung des hier helleren Bodens und das Gras, das den Pfad einsäumte, zeigten an, wo der Untergrund fest genug war, mein Gewicht zu tragen. Wenigstens hoffte ich es.

Nach einigen Dutzend Yards blieb ich stehen. Die Ahnung von Gefahr war sprunghaft noch stärker geworden.

Ich mußte dem Ursprung der Bedrohung entgegengelaufen sein! Ein paarmal drehte ich mich um die eigene Achse. Nirgendwo war etwas zu entdecken, das konkreten Anlaß zur Sorge geboten hätte.

Und doch...

Angst überschwemmte mein Denken und löschte es aus. Angst von einer so direkten, kreatürlichen Art, daß ich hilflos dagegen war.

Blindlings rannte ich den Weg wieder zurück, vorbei an der Stelle, wo ich zuvor gestanden hatte, und tiefer hinein ins Ungewisse. Ich floh vor etwas, von dem ich nicht einmal wußte, was es war – aber daß es dieses Etwas gab, spürte ich mit jeder Faser meines Körpers.

Allein schon die Tatsache, daß ich nichts über die Art der Bedrohung und die Identität meines unheimlichen Gegners wußte, trieb mich schier zur Raserei.

Die stickige, drückend schwüle Luft machte den Lauf zu einer Qual. Jeder Atemzug schien meine Lunge zum Bersten zu bringen. Die Seitenstiche waren so schmerzhaft, als ob jemand ein Messer in meine Hüfte stieße. Mein Herz raste, als wollte es zerspringen. Klebriger Schweiß bedeckte mein Gesicht und rann mir in die Augen.

Doch selbst wenn ich gewollt hätte, hätte ich nicht stehenbleiben können. Meine Beine bewegten sich wie von selbst, als wären sie meinem Willen entzogen, ja, gehörten gar nicht mehr zu mir. Ich rannte so schnell ich nur konnte, ohne auch nur im geringsten zu spüren, daß das Gefühl der Bedrohung nachließ.

Im Gegenteil, auch in dieser Richtung nahm es an Intensität beständig zu.

Ich strauchelte über einen Erdbrocken. Mit wild rudernden Armen versuchte ich, das Gleichgewicht zu halten.

Es gelang mir nicht.

Instinktiv wollte ich meinen Sturz mit den Händen abfangen, aber der Stockdegen behinderte mich. Hart prallte ich zu Boden und mit dem Kopf gegen einen faustgroßen Stein. Dabei konnte ich bei meiner Ungeschicklichkeit noch von Glück sagen, daß ich mir beim Fallen die Klinge des Degens nicht selbst in den Leib rammte, sondern mir nur einen unbedeutenden Schnitt am linken Handgelenk beibrachte.

Für Sekunden war ich benommen, bevor ich mich wieder auf die Beine quälen und taumelnd meinen Lauf fortsetzen konnte.

Ich kam nicht einmal drei Schritte weit.

Etwas Schwarzes, Formloses brach wie ein absurd langer Wurm neben mir aus dem Boden, peitschte in die Höhe und schlang sich blitzschnell um meinen Knöchel. Ein harter Ruck brachte mich zu Fall.

Ich strauchelte und schlug erneut schmerzhaft irgendwo mit dem

Hinterkopf auf. Für einen Moment drohte ich das Bewußtsein zu verlieren, aber es gelang mir, den Schmerz zurückzudrängen. Mühsam blinzelte ich die roten Schlieren weg, die vor meinen Augen wogten.

Einen Moment später wünschte ich mir, ich hätte es nicht getan.

Ich sah einen kaum fingerdicken, mit schwarzglänzenden Schuppen bedeckten Tentakel, der sich blitzschnell an meinem Bein höherschlängelte. Angeekelt schlug ich mit dem Degen zu.

Die Klinge fraß sich in die schuppige Panzerhaut und zerschnitt den Fangarm. Schwarzes Blut quoll aus der Wunde. Wo es den Boden berührte, verdorrte das Gras, und die Erde schien zu kochen. Das abgetrennte Ende des Tentakels verdorrte und zerfiel binnen weniger Sekunden zu Staub. Ein entsetzlich schriller Laut drang an mein Ohr.

Und im nächsten Moment explodierte neben mir der Sumpf!

Mit gespenstischer Lautlosigkeit barst der Boden in einer gewaltigen, zwanzig, dreißig Yards hohen Fontäne aus Erdreich, Pflanzenteilen und stinkendem Wasser auseinander und überschüttete mich mit Schlamm. Etwas Großes, ungeheuer Finsteres wuchs wie ein schwarzer Berg neben mir in die Höhe. Mehr als ein Dutzend Tentakel peitschten gleichzeitig auf mich zu.

Zwei konnte ich zerstören, bevor die anderen wie ein Wall einander verschlungener Schlangenleiber auf mich niederprasselten.

Vor panischer Angst schrie ich auf und schlug blindlings um mich; ich schrie und schrie und bäumte mich auf.

Etwas traf mit furchtbarer Wucht meinen Kopf...

... und dann war das Moor plötzlich verschwunden!

* * *

Um mich herum lastete Dunkelheit, aus der sich langsam vage bekannte Konturen schälten, als meine Augen sich daran gewöhnten. Die Einrichtung eines Zimmers. Genauer gesagt, einer Schiffskabine. Die Schatten des Alptraumes wichen zurück, und langsam fand ich wieder in die Wirklichkeit zurück.

Ich befand mich an Bord der NAUTILUS, Kapitän Nemos gigantischem Unterseeboot, und was mich am Kopf getroffen hatte, war der niedrige

Balken über meiner Pritsche, gegen den ich zum Gott-weiß-wievielten-Male geknallt war, als ich überhastet aufgesprungen war.

Der Schmerz zwang mich auf mein Lager zurück, zumal er diesmal schlimmer denn je war. Ganz flüchtig kam mir zu Bewußtsein, daß es durchaus gefährlich sein konnte, sich ein Dutzendmal oder öfter an der gleichen Stelle zu verletzen. Aber selbst diesen Gedanken konnte ich nicht richtig zu Ende verfolgen. Alles drehte sich vor meinen Augen.

Benommen strich ich mir über das Gesicht. Ich hatte mich auch jetzt noch nicht ganz aus dem Bann des Alptraums lösen können.

Alles war so ungeheuer real gewesen. Ich glaubte immer noch, die Berührung der stinkenden, glitschigen Tentakel auf meiner Haut zu spüren. Ich fühlte mich besudelt und spürte das Verlangen, Schlamm und schwarzen Schleim von meiner Haut zu wischen, obwohl ich wußte, daß es beides in Wirklichkeit nicht gab.

Alles was ich spürte, war eine beachtliche Beule, die sich auf meiner Stirn bildete und heiße Schmerzwellen durch meinen Körper sandte, sobald ich sie berührte.

Hastige Schritte ertönten, die Tür wurde aufgerissen. Gegen die vom Gang hereinfallende Helligkeit hob sich Howards schlanke Gestalt als dunkler Schattenriß ab.

»Robert, was ist los?« keuchte er und schaltete das elektrische Licht ein. Er bewohnte die Kabine neben mir und mußte ebenfalls schon geschlafen haben. Sein Haar war zerzaust, seine Augen noch vom Schlaf getrübt. Eine wahrhaft atemberaubende Wolke von Tabaksgestank umgab ihn. Einen Moment lang fragte ich mich ernsthaft, ob er wohl auch noch im Schlaf rauchte...

Ich verscheuchte den Gedanken, versuchte die Benommenheit wegzublinzeln und richtete mich auf. Wesentlich vorsichtiger als beim ersten Mal.

»Schon gut«, antwortete ich. »Es ist nichts.«

»Nichts?« Howard kam näher. Sein besorgtes Gesicht zeigte, daß er sich mit dieser Erklärung ganz und gar nicht zufriedengab.

»Ich habe schlecht geträumt«, fügte ich deshalb rasch hinzu. »Kein Grund zur Beunruhigung.«

Sein Gesicht zeigte, daß er auch jetzt noch ganz anderer Ansicht darüber war. »Geträumt? Mein Gott, du hast wie am Spieß geschrien.«

Er trat ein paar Schritte näher. Seine linke Augenbraue rutschte ein Stück nach oben, als er auf meine Hände herabsah,

»Du blutest ja«, sagte er erstaunt.

Verwirrt betrachtete ich meine Hände. Am linken Handgelenk entdeckte ich einen kleinen Schnitt, aus dem etwas Blut quoll. Die Wunde tat nicht weh.

Trotzdem spürte ich selbst, wie mir das Blut aus dem Gesicht wich...

Ich war gestolpert und gefallen, und dabei hatte ich mich an der Klinge des Stockdegens geschnitten und...

Unsinn, schalt ich mich, konnte die jäh in mir aufkeimende Angst aber nicht ganz unterdrücken. Alles, was sich im Moor ereignet hatte, war nichts weiter als ein Traum gewesen, und im Traum konnte man sich nicht verletzen.

Oder?

Ein eisiger Schauer lief über meinen Rücken. Es gelang mir nicht, die Furcht ganz zurückzudrängen. Da war etwas, was ich wußte, und was wichtig war. Ich hatte es vergessen (vergessen? verdrängt!), aber es war wichtig...

Ungeheuer wichtig.

Mit klopfendem Herzen sah ich mich um. Der Stockdegen lag mehr als drei Schritte von mir entfernt auf dem Tisch, die Klinge in der hölzernen Hülle verborgen. Aber es war doch unmöglich!

»Also, was war los?« fragte Howard noch einmal. Hinter ihm erschienen weitere Leute auf der Türschwelle, Matrosen der NAUTILUS, die ich mit meinem Schrei ebenfalls aus dem Schlaf gerissen hatte. Einige hielten Waffen in den Händen und erforschten meine Kabine mit lauernden Blicken. Angst stand in ihren Gesichtern geschrieben.

Großer Gott – was geschah hier?!

»Ich sagte doch schon, ein Alptraum«, wiederholte ich hastig. »Ich habe schlecht geträumt und dabei wohl geschrien. So etwas kommt

vor«, fügte ich etwas schärfer hinzu.

Die Erklärung beruhigte die Matrosen. Leise murmelnd wandten sie sich wieder ab und kehrten nach einem letzten forschenden Blick in ihre Kabinen zurück. Nach all dem, was sie in den vergangenen Tagen durchgemacht hatten, waren auch ihre Nerven stark mitgenommen. Unter dem Kommando Nemos hatten sie zwar schon allerhand Sonderbares erlebt, aber für die meisten von ihnen war es die erste direkte Begegnung mit dem Übernatürlichen gewesen. Es würde noch eine ganze Weile dauern, bis sie den Schock überwunden hatten. Bis dahin würden sie auf alles Ungewöhnliche übertrieben furchtsam und heftig reagieren.

Nur Howard blieb zurück. Wie gesagt – den Matrosen genügte diese Erklärung vollauf. Ihm nicht.

Er trat an die Pritsche, ergriff meinen Arm und betrachtete die Wunde.

»Nichts von Bedeutung«, sagte ich rasch. »Wahrscheinlich habe ich mir im Schlaf mit einem Fingernagel die Haut geritzt.« Mir fiel nichts Besseres ein, obwohl ich wußte, wie dürftig die Erklärung war. Auch Howard wußte es, aber er schwieg und sah mich nur an.

Auf eine Art, die mir ganz und gar nicht gefiel.

»Also gut, sprechen wir morgen darüber«, sagte er nach ein paar Sekunden.

»Da gibt es nichts zu besprechen. Ich hatte einen Alptraum, das ist alles«, entgegnete ich wider besseres Wissen.

»Das ist alles«, echote er spöttisch, mit einer Stimme, die das genaue Gegenteil ausdrückte.

Wenn er nur endlich gehen würde!

Etwas hielt mich davon ab, ihm von meinem Traume zu erzählen. Ich war immer noch verwirrt, und auch meine Seekrankheit machte sich jetzt wieder bemerkbar. Ich verspürte im Augenblick keinerlei Lust, mich ausgiebig mit Howard zu unterhalten, und machte ihm dies durch ein übertrieben heftiges Gähnen deutlich.

Er musterte mich noch einige Sekunden lang, dann wandte er sich ab und ging schulterzuckend zur Tür zurück.

Kaum hatte er die Kabine verlassen, stand ich auf und eilte zum Tisch.

Ich griff nach dem Stockdegen und löste die Arretierung. Mit einem leisen, quietschenden Laut glitt die Klinge aus ihrer hölzernen Umhüllung heraus.

Und obwohl ich geahnt hatte, was mich erwartete, erschreckte der Anblick mich zutiefst.

Auf der Klinge glänzte ein Tropfen frischen, noch nicht einmal geronnenen Blutes.

Mein Blut!

Ich wußte, daß es mein Blut war, obwohl ich den Gedanken gleichzeitig verdrängte, um nicht den Verstand zu verlieren.

Ein Zufall, versuchte ich mir einzureden, nichts als ein dummer Zufall, den ich nicht ernst nehmen konnte, nicht weiter beachten durfte. Großer Gott, was geschah hier?!

Ich blickte an mir herab. Mein Herz raste.

Weder entdeckte ich Schlamm noch sonst irgend etwas, das darauf hindeutete, daß auch nur das Geringste an dem Traum Realität gewesen sein könnte. Selbst wenn das Blut an der Klinge meines war, gab es noch eine ganz harmlose Erklärung dafür. Ich konnte im Schlaf unbewußt aufgestanden sein und nach der Waffe gegriffen haben, auch wenn ich bisher noch nie geschlafwandelt hatte.

Natürlich, das war es!

Ich ärgerte mich, daß ich nicht gleich auf den naheliegenden Gedanken gekommen war. Halbwegs beruhigt kehrte ich in mein Bett zurück, lag aber noch lange wach, bevor ich endlich wieder in einen leichten Schlummer fiel. Irgend etwas war da, eine dünne, böse Stimme, die mich selbst noch bis in den Schlaf verfolgte und meine Träume vergiftete und die darauf bestand, daß diese Erklärung vielleicht wirklich die naheliegendste, aber auch die falscheste von allen denkbaren sei.

* * *

Früh am nächsten Morgen erreichte die NAUTILUS die englische Küste, wo wir in der Nähe von Brighton heimlich an Land gingen. Ich war übermüdet und dachte nicht mehr an den nächtlichen Alptraum.

Nicht einmal Howard verlor mehr ein Wort über den Zwischenfall, und da die kleine Wunde bereits verschorft war und nicht mehr schmerzte, vergaß ich schnell, was geschehen war.

Zumindest fast…

* * *

Wie stets ließ Professor Denham seine Hand einen Augenblick lang auf der Klinke liegen und atmete tief durch, bevor er die Tür des Zimmers mit der Nummer siebenunddreißig öffnete. Jedesmal aufs neue verspürte er ein dumpfes Unbehagen, wenn er diesen Raum betrat.

Etwas an der Frau, die allein in dem Zimmer lag, war seltsam, ohne daß er sich erklären konnte, was ihn an ihr beunruhigte.

Wenn sie sich von den anderen Patienten des Summer-Sanatoriums unterschied, dann scheinbar nur in positiver Hinsicht: Sie war stets freundlich, wirkte humorvoll und war sogar zu äußerst anspruchsvollen und geistreichen Gesprächen in der Lage. Sie zeigte sich kooperativ, randalierte nicht – alles in allem konnte man sie als eine geradezu mustergültige Patientin für eine Nervenheilanstalt bezeichnen.

Man hätte sie ohne weiteres für kerngesund halten können, wenn nicht diese gelegentlichen traumatischen Anfälle gewesen wären; manchmal mehrere Stunden währende Phasen totaler Apathie, in denen sie sich von ihrer Umwelt völlig abkapselte, wie in Trance mit geöffneten Augen in ihrem Bett lag und nichts um sich herum wahrnahm.

In diesem Zustand war sie nicht ansprechbar und reagierte auch sonst auf keinerlei äußeren Reiz. Es war die einzige, harmlose Form, in der sich ihre geistige Verwirrung äußerte.

Aber dennoch…

Denham konnte sein Unbehagen niemals ganz unterdrücken. Eine leichte Gänsehaut überfiel ihn, wenn er Zimmer siebenunddreißig betrat. Vielleicht lag es an den undurchsichtigen Machenschaften, die Dr. Vernon Jackson betrieben hatte. Bis zu seinem ebenso geheimnisvollen Tod vor rund sechs Wochen hatte er sich ganz allein um die Frau gekümmert und ihre psychische Krise durch seine Experimente eher noch verstärkt, statt sie zu heilen.

Nun, gleich, was es war – jedenfalls wurde sie stets von einer Aura des Geheimnisvollen umgeben, die Denham so beunruhigte. Wäre er sich dabei nicht selbst lächerlich vorgekommen, so hätte er sich vielleicht eingestanden, daß sie ihm Angst machte.

Er verdrängte die Grübeleien und lächelte, während er die Tür ganz öffnete und ins Zimmer trat.

»Guten Morgen, Priscylla«, sagte er. Von seiner Besorgnis war ihm nichts mehr anzumerken, wenigstens äußerlich nicht. Denham war lange genug Arzt, um zu wissen, wie wichtig es war, sich immer freundlich und gut gelaunt zu geben.

Die hübsche junge Frau, deren dunkles Haar in sanften Wellen über ihre Schultern fiel, hatte sich im Bett aufgerichtet. Sie erwiderte strahlend sein Lächeln.

»Hallo Professor«, sagte sie mit glockenheller Stimme, die sein Unbehagen fortwischte.

Vielleicht war es einfach nur ihre Schönheit, die ihn so verwirrte, dachte er.

Er mochte sie mehr, viel mehr, als für ein ungezwungenes Verhältnis zwischen Arzt und Patient gut sein mochte. Manchmal erschien es ihm, als würde sie diese Sympathie durchaus erwidern, doch er hatte von ihr erfahren, daß sie verlobt war und seine Bewunderung für ihre Schönheit somit keine Hoffnung auf eine tiefere Zuneigung hatte; ganz abgesehen vom Altersunterschied, der sie trennte. Er hätte ohne weiteres ihr Vater sein können, auch wenn sein Haar noch voll und dunkel war und er wesentlich jünger als vierundfünfzig Jahre aussah.

»Wie fühlen Sie sich heute?« fragte er, während er sich einen Stuhl heranzog und neben ihrem Bett Platz nahm.

»Prächtig. Ich könnte Bäume ausreißen. Gehen Sie wieder mit mir im Park spazieren?«

Bedauernd schüttelte Professor Denham den Kopf. »Das wird heute nicht möglich sein«, sagte er und fügte hinzu, als er Priscyllas Enttäuschung bemerkte: »Wir haben in ein paar Minuten eine wichtige Konferenz, bei der ich nicht fehlen darf. Ich wollte vorher nur kurz bei Ihnen hereinschauen. Vielleicht finde ich heute Nachmittag etwas mehr Zeit. Ansonsten wird eine Schwester Sie begleiten.«

»Eine Konferenz?« hakte Priscylla neugierig nach. »Erzählen Sie mir

mehr davon. Um was geht es?«

Einen Herzschlag lang glaubte Denham, eine stumme Forderung in ihrem Blick zu entdecken. Er verdrängte den Gedanken. Sie war nur neugierig, und er sah keinen Grund, ihre Neugier nicht zu befriedigen.

»Es geht um die Entlassung einiger Patienten«, erklärte er geduldig. »Diese Konferenzen führen wir jeden Monat. Dann beraten wir über besonders schwierige Fälle und Heilmethoden, über Neuaufnahmen, aber auch über eine Entlassung, wenn eine Krankheit geheilt werden konnte…« Er breitete die Hände aus und lächelte, um anzudeuten, daß sich die Aufstellung zwar beliebig fortsetzen ließ, sie aber bestimmt nicht interessieren würde.

»Und wann werde ich endlich entlassen?« fragte Priscylla. »Ich bin doch gesund und will nicht mehr länger hier eingesperrt bleiben.«

Denham seufzte. Vielleicht war es doch ein Fehler gewesen, zu redselig zu sein.

»Von Einsperren kann doch gar keine Rede sein, Priscylla«, sagte er geduldig. »Sie dürfen sich auf dem Gelände weitgehend frei bewegen, und bald können wir sicherlich auch einen Ausgang in Begleitung in Betracht ziehen. Sie sind eben noch nicht völlig gesund. Bisher ist es uns noch nicht gelungen, herauszufinden, wie es zu diesen seltsamen Trancezuständen kommt.«

»Ich träume einfach gerne für eine Weile«, entgegnete Priscylla. Sie zog einen Schmollmund. »Deshalb bin ich aber doch nicht verrückt.«

»Von einer Verrücktheit im herkömmlichen Sinne kann sicherlich keine Rede sein«, sagte Denham, selbst für seinen eigenen Geschmack eine Spur zu hastig. Er lächelte verlegen. »Es dient Ihrem eigenen Schutz, wenn Sie noch hierbleiben. Stellen Sie sich nur vor, Sie bekommen einen solchen… Anfall, wenn Sie gerade allein über eine Straße gehen, und eine Kutsche kann nicht rechtzeitig stoppen.«

»Das ist doch Unsinn«, wehrte Priscylla ab. Sie streckte ihre Hand aus und berührte Denham sanft an der Wange. Ihre Finger glitten weiter und streiften seinen Mund.

»Priscylla, was tun Sie?« rief er. Er wollte ihre Hand wegschieben, konnte sich aber nicht bewegen. Die Berührung elektrisierte ihn regelrecht.

»Schauen Sie mir in die Augen«, sagte Priscylla leise, während sie ihn

weiterhin streichelte. »Schauen Sie mich an. Sehe ich so aus, als könnte ich nicht auf mich selbst aufpassen?«

»Nein, das ist…« Er verstummte. Der leidenschaftliche Blick ihrer unergründlichen blauen Augen verwirrte ihn und fegte alle Überlegungen hinweg. Sein Herz schlug schneller. Er konnte diesem liebreizenden Geschöpf nicht mehr widerstehen. Er wußte, daß es falsch war, ein Fehler, ein entsetzlicher Fehler, der ihn mit Sicherheit seine Stellung und vielleicht noch mehr kosten würde, aber plötzlich war ihm all dies egal.

»Küssen Sie mich«, hauchte sie. Ihre Lippen öffneten sich ein wenig, und er sah ihre Zunge, die flüchtig über ihre weißen Zähne glitt. Gleichzeitig richtete sie sich im Bett auf und schlang ihre Arme um seinen Nacken. Sanft, aber bestimmt zog sie ihn näher an sich heran. Ihre Finger spielten mit seinem Haar.

Denham stöhnte. Verzweifelt versuchte er sich zu wehren, sich selbst zur Ordnung zu rufen, aber er kam nicht gegen den suggestiven Klang ihrer Stimme an. Beinahe entsetzt registrierte er, wie sich seine Hände hoben, wie sein Gesicht sich dem ihren näherte. Er wollte es nicht, aber er war wehrlos; nicht mehr als ein hilfloser Gefangener in seinem eigenen Körper, verbannt zur Rolle eines Zuschauers, der unfähig war, in das Geschehen einzugreifen.

Seine Lippen berührten die ihren.

Es war wie ein Stromstoß, der durch seinen Körper fuhr. Jähe Begierde überfiel ihn und schwemmte auch den letzten Rest seines klaren Verstandes hinweg. Er glaubte in ihren Augen zu ertrinken. Die Welt um ihn herum verblaßte zu einem fernen Nichts. Für ihn existierte nur noch diese Inkarnation all dessen, was eine Frau begehrenswert macht.

Leidenschaftlich preßte er sie an sich und erwiderte ihren Kuß. Plötzlich war es ihm egal, welche Konsequenzen sein Tun hatte. Nur noch der Moment – dieser Moment – zählte!

Seine Hände streiften über ihren Rücken, verkrallten sich in ihrem Haar und glitten dann über ihr Nachthemd, bis er ihre Brüste berührte. Sie sträubte sich nicht gegen die Berührung, preßte sich in entfesselter Leidenschaft sogar noch fester an ihn. Etwas schien aus ihrem Körper in ihn überzuströmen; es war wie ein Hauch ihrer Gedanken, der seinen Geist streifte, ein Gefühl höchsten Glücks. Für einen Sekundenbruchteil glaubte er, mit ihrem Bewußtsein völlig zu

verschmelzen, eins mit ihr zu sein.

Dann löste sie sich aus seiner Umarmung, als er fast rasend vor Begierde geworden war. Er wollte wieder nach ihr greifen, doch sie entzog sich ihm und stieß ihn energisch zurück.

»Glauben Sie immer noch, daß ich nicht gesund bin?« fragte sie.

»Nein, natürlich sind Sie gesund«, keuchte er. Die Worte kamen fast von allein aus seinem Mund, als würde jemand anders an seiner Stelle sprechen.

Aber er war überzeugt davon, daß sie recht hatte.

Priscylla fehlte nichts, es wäre nicht richtig, sie länger hier festzuhalten. Er erschauderte bei dem Gedanken, bedeutete eine Entlassung doch, daß er sie nicht mehr jeden Tag sehen konnte, doch das war jetzt bedeutungslos.

»Dann werden Sie dafür sorgen, daß man mich entläßt? Ich muß zu Robert zurück.«

Der Name ihres Verlobten versetzte ihm einen schmerzhaften Stich.

»Das... habe ich nicht allein zu entscheiden«, antwortete Denham stockend. Kalter Schweiß perlte auf seiner Stirn. Was tat er?!

»Diese Entscheidung muß gemeinsam von allen Ärzten getragen werden, und...«

»Sie werden die anderen schon davon überzeugen können, da bin ich mir ganz sicher«, unterbrach sie ihn. »Und wenn Sie etwas erreicht haben, dann kommen Sie am besten direkt zu mir.« Wieder öffnete sich ihr Mund ein wenig, wie zu einem verheißungsvollen Versprechen, und ihre Zungenspitze glitt sanft über die Lippen.

Denham schluckte. Widerstrebend riß er sich von ihrem Anblick los und stand auf. Er würde alles tun, was Priscylla von ihm verlangte.

Alles.

* * *

Vor den Fenstern meines Arbeitszimmers lastete tiefschwarze Dunkelheit wie eine massive Wand.

Schneeregen klatschte gegen die Scheiben, unregelmäßig und im willkürlichen Takt, den ihm der böige Wind aufzwang, so daß es sich anhörte wie Trommeln und fernes Murmeln.

Eisige Luft fauchte durch den geöffneten Fensterflügel herein, aber ich nahm die Kälte nicht wahr.

Genausowenig nahm ich wahr, wie aus den Decken und Winkeln des Zimmers gestaltlose Schatten hervorkrochen und mit rauchigen Fingern in das blasse Licht der Petroleumlampe auf meinem Schreibtisch griffen; düstere Boten der Alpträume, die wieder auf mich warteten, falls ich einschlafen sollte.

Aber ich wußte, daß ich keinen Schlaf finden würde. Heute so wenig wie in der Nacht zuvor.

Und es lag nicht nur an dem Traum, den ich an Bord der NAUTILUS gehabt und immer noch nicht ganz verwunden hatte. Die Sache mit der seltsamen Verletzung beunruhigte mich gelegentlich noch ein wenig, aber im Augenblick beschäftigten sich meine Gedanken mit etwas ganz anderem.

Immer wieder sah ich Priscyllas Gesicht vor mir.

Schon vor fast zwei Monaten hatte ich sie aus dem Summers-Sanatorium nach Hause holen wollen. Ich hatte sie ein paarmal besucht, und sie war geistig gesund gewesen.

Jedenfalls hatte ich das geglaubt. Vielleicht hatte ich es auch nicht wirklich geglaubt, sondern mich einfach nur wider besseres Wissen an den Gedanken geklammert. Die immer noch undurchsichtigen Experimente Dr. Jacksons hatten sie in eine neue Krise gestürzt, doch auch diese schien nun behoben.

Als ich nach London zurückgekehrt war, hatte ich die Nachricht erhalten, daß man sie zwei Tage lang einer gründlichen abschließenden Untersuchung unterziehen würde. Wenn diese positiv ausfiel, galt Pri als endgültig geheilt und konnte entlassen werden.

Morgen sollte die Entscheidung fallen.

Ich wußte nicht, wie lange ich bereits reglos am Fenster stand und in die Nacht hinausstarrte, als die Tür hinter mir geöffnet wurde.

Jede Bewegung fiel mir schwer, als ich die Gardine fahren ließ, das Fenster schloß und mich umwandte. Einen Herzschlag lang sah ich

mein Spiegelbild in der Scheibe. Ich erschrak vor mir selbst. Meine Wangen waren eingefallen; sie verliehen meinem ohnehin hageren Gesicht einen asketischen, hungrigen Ausdruck. Schwere dunkle Ringe lagen unter meinen geröteten Augen. Meine Haut sah so aus, wie ich mich fühlte – krank und übermüdet.

Mir war, als würde ich nach langem, tiefen Schlaf wieder in die Welt zurückkehren. Zuvor hatte ich gar nicht wahrgenommen, wie stark sich die Luft nach dem für Februar relativ milden Tag durch den Schneeregen abgekühlt hatte, doch nun spürte ich, wie ich trotz des im Kamin glimmenden Feuers fror.

Kein Wunder, da ich meinen Gehrock abgelegt hatte und nur eine Weste und darunter ein dünnes Hemd trug. Ich kreuzte die Arme vor der Brust und massierte sie ein wenig, um mich aufzuwärmen. Meine Finger waren steif und taub vor Kälte.

»Wollen Sie sich mit Gewalt eine Lungenentzündung holen?« fragte Miss Winden, meine Haushälterin, vorwurfsvoll und legte ein neues Scheit in das erlöschende Kaminfeuer. Es knisterte, als die Flammen danach leckten und daran hochloderten.

Mary sah ebenso übernächtigt aus wie ich. Auch sie machte sich Sorgen um Pri, wenngleich sie es nicht so offen zeigte.

Zudem war sie in den vergangenen Tagen kaum von Sill el Mots Seite gewichen. Mit geradezu missionarischem Eifer bemühte sie sich, die junge Araberin an das Leben in der Großstadt zu gewöhnen; eine Aufgabe, um die ich sie nicht beneidete, ganz abgesehen davon, daß ich in letzter Zeit ohnehin kaum noch Zeit fand, mich um Sill zu kümmern. Das Mädchen war in einem ganz anderen Kulturkreis groß geworden, und in vielerlei Hinsicht befand sich Arabien noch auf einer Entwicklungsstufe, die dem europäischen Mittelalter vergleichbar war.

London mußte für Sill eine völlig fremde und erschreckende Welt darstellen.

»Ich habe gar nicht gemerkt, daß es schon so spät geworden ist«, entgegnete ich schwach. Ich lächelte entschuldigend und warf einen Blick zur abgrundtief häßlichen Standuhr in der Ecke des Raumes. Es war bereits nach Mitternacht. Lange nach Mitternacht.

»Warum gehen nicht wenigstens Sie schlafen, Mary?«

Ihre Augen funkelten amüsiert. Sie versuchte zu lächeln, doch die

Erschöpfung machte eher eine Grimasse daraus. Sofort wurde sie wieder ernst.

»Das Gleiche wollte ich Ihnen gerade vorschlagen«, sagte sie. »Aber wahrscheinlich mit größerem Recht. Sie haben schon in der vergangenen Nacht kein Auge zugemacht. Ich habe gehört, wie Sie ununterbrochen hin und hergelaufen sind. Und die Stunden, die Sie in den Nächten zuvor geschlafen haben, kann man wahrscheinlich auch an zwei Händen abzählen. Sie sahen schon wie ein zum Leben erweckter Leichnam aus, als Sie zurückkehrten.«

Ich schwieg, was sie als Zustimmung aufzufassen schien.

»Sie richten sich zugrunde, wenn Sie so weitermachen, Robert«, fügte sie in vorwurfsvollem Ton hinzu. »Hören Sie auf meinen Rat: Legen Sie sich für ein paar Stunden ins Bett. Sie können im Augenblick ohnehin nichts für Priscylla tun. Und wenn sich irgend etwas ergibt, wecke ich Sie. Mein Ehrenwort!«

Ihr Blick wurde fordernd. Ich versuchte, einige Sekunden lang, ihm standzuhalten, dann mußte ich den Kopf abwenden.

Die Sorge in Marys Stimme war echt und zeigte mir wieder einmal deutlich, daß sie weit mehr als nur eine Angestellte für mich war. Schon eher ein Ersatz für meine Mutter, die ich niemals kennengelernt hatte. Mit Ausnahme von Harvey, meinem reichlich senilen alten Butler, war sie der einzige Mensch, der es länger als ein paar Wochen in meinem Dienst ausgehalten hatte. Auf eine schwer zu beschreibende Art liebte ich sie; anders, als es bei Pri der Fall war, aber dennoch konnte man von Liebe sprechen.

Sie war einer der ganz wenigen Menschen, denen ich bedingungslos vertrauen konnte, neben Howard und Rowlf vielleicht sogar der einzige, und sie hatte nie einen Zweifel daran gelassen, daß sie die gleiche Zuneigung auch für mich empfand.

»Würden Sie mir noch einen Kaffee kochen?« bat ich.

Miss Winden schüttelte entschieden den Kopf. »Das werde ich nicht tun«, sagte sie fest. »Ich habe nicht die Absicht, Ihren ratenweisen Selbstmord auch noch zu unterstützen.«

»So schlecht ist Ihr Kaffee nun auch wieder nicht«, sagte ich lächelnd, aber Mary schien im Moment nicht in der Stimmung, auf den Scherz zu reagieren. Sie blickte mich nur böse an.

»Hören Sie mit dem Unsinn auf und gehen Sie ins Bett, mein Junge«, antwortete sie ärgerlich. Sie sagte noch mehr, aber ich verstand ihre Worte nicht mehr.

Es war wie ein Blitzschlag, der urplötzlich durch meinen Geist fuhr.

Unerträgliche Hitze und Helligkeit schien mein Gehirn zu verbrennen. Die Finsternis selbst formte sich zu einem gigantischen Schatten, der mit gierigen Tentakelarmen durch meine Seele peitschte und sie mit wabernder Höllenglut erfüllte.

* * *

Zeit und Raum waren wie ein in sich gewundenes Band aus geflochtener Unendlichkeit, das Shadow umhüllte, aber längst nicht mehr so fest umschlang wie noch vor kurzer Zeit.

Ihre Gedanken vermochten die Kalte Wüste zu erforschen und zu durchdringen; es gelang ihr, die Grenzen Kadaths zu überwinden.

Robert Craven war ihrem Traumbild in dem schwarzen Onyxschloß begegnet, und er hatte die Mauern ihres Kerkers aus gestaltgewordener Ewigkeit eingerissen. Auch wenn er es nur unbewußt getan und nicht einmal gewußt hatte, daß Shadow hier war, als er die Wächterkreatur und die Inkarnation Nyarlathoteps vernichtete. Immer noch erinnerte er sich nicht an sie und war nicht von seinem verhängnisvollen Weg abgewichen.

Sie mußte sich vollends befreien, aber dazu benötigte sie mehr Kraft, als ihr zur Verfügung stand. Und sie mußte ihn warnen.

Immer noch spürte Shadow das unsichtbare Band, das es zwischen ihr und Craven gab. Und behutsam begann sie auf ihn einzuwirken, sandte ihre Träume aus, um ihm einen Hinweis zu geben.

Der Plan, den die GROSSEN ALTEN geschmiedet hatten, war wahrlich teuflisch, und er würde die Welt ins Verderben stürzen.

Sie mußte es mit allen Mitteln verhindern und hoffte inbrünstig, daß Robert Craven aufwachen und die Wahrheit erkennen würde, damit sie nicht zum Äußersten greifen mußte.

Denn sie durfte nicht zusehen, wie das Verhängnis seinen Lauf nahm. Eher würde sie gezwungen sein, Robert Craven zu töten...

* * *

Ich schrie auf und preßte gepeinigt die Hände gegen den Kopf, ohne den entsetzlichen Schmerz dadurch auch nur im mindesten lindern zu können.

Jeder Nerv meines Körpers schien in Flammen zu stehen. Die Welt um mich herum versank hinter einem Vorhang aus grellem Licht. Schreiend taumelte ich umher, bis meine Beine unter mir nachgaben und ich in die Knie brach.

Immer stärker wurde der fremde Einfluß; der Schmerz steigerte sich ins Unermeßliche und fegte mein Denken mit Urgewalt hinweg. Schreiend wälzte ich mich auf dem Boden. Mein Kopf schien zu explodieren.

Gleichzeitig erwachte etwas tief in meinem Inneren. Ich spürte etwas Dunkles in mir aufsteigen und an Macht gewinnen. Das magische Erbe meines Vaters, das mein Bewußtsein überflutete und den Kampf gegen die fremde Kraft aufnahm.

Ohne mir dessen bewußt zu sein, hatte ich die in mir schlummernden Kräfte in diesem Moment größter Pein geweckt. Verzweifelt klammerte ich mich daran. Irgendwie gelang es mir, die Schmerzen ein wenig zurückzudrängen und eine geistige Blockade in meinem Gehirn zu errichten.

Langsam ebbte der Schmerz ab.

Das Hämmern meines Herzschlages ließ nach, doch ich blieb noch liegen, reglos und mit geschlossenen Augen, auf einen neuen Angriff gefaßt und bereit, erneut dagegen anzukämpfen.

Aber es geschah nichts, und schließlich wagte ich es, die Augen wieder zu öffnen. Mary kniete neben mir und schaute besorgt und aufgeregt auf mich herab.

»Robert, was ist mit Ihnen? Robert, sagen Sie doch etwas!«

Stöhnend massierte ich meine Schläfen. Ich hatte die vage Erinnerung an glühende Lava, die in meinen Adern zu fließen schien, das Gefühl, daß etwas aus mir herausgebrannt würde, dann...

Meine Gedanken rissen ab.

Es war, als stieße ich an eine massive Mauer, die meine Erinnerung blockierte. Ich stemmte mich auf die Ellenbogen hoch und schüttelte benommen den Kopf, als könnte ich dadurch die Mauer um mein Gedächtnis niederreißen.

Die Schmerzen waren verschwunden, aber tief in mir hatten sie ein Gefühl der Taubheit hinterlassen, das Gefühl, einen Teil von mir verloren zu haben.

»Es… geht schon wieder«, stieß ich mühsam hervor. »Ein Schwächeanfall. Ich habe mir wohl wirklich zuviel zugemutet. Alles wieder in Ordnung.«

Mary musterte mich skeptisch, half mir beim Aufstehen und trat einige Schritte zurück. Ihr Blick besagte deutlich, daß für sie noch längst nicht wieder alles in Ordnung war. Meine Schreie hatten gezeigt, welche Schmerzen ich gehabt hatte, doch davon war bis auf leichte Kopfschmerzen nun nichts mehr geblieben.

»Fühlen Sie sich wirklich besser?« fragte Mary. »Soll ich nicht lieber einen Arzt rufen?«

»Nein, nein«, wehrte ich ab. »Ein Arzt ist nicht nötig, wirklich.« Und er könnte mir hierbei auch bestimmt nicht helfen, fügte ich in Gedanken hinzu, hütete mich aber, es laut auszusprechen. Ich wollte Mary nicht noch mehr beunruhigen.

Was ich erlebt hatte, war alles andere als ein Schwächeanfall gewesen, sondern ein magischer Angriff, aber von einer Form und Stärke, wie ich es bislang noch nicht erlebt hatte. Doch ich behielt diese Gedanken wohlweislich für mich.

»Ich muß mich nur etwas hinlegen«, sagte ich statt dessen und bemühte mich, ein Lächeln zustande zu bringen.

»In der Tat«, stimmte sie immer noch mißtrauisch zu. »Mindestens vierundzwanzig Stunden lang, dann ginge es Ihnen wahrscheinlich wieder besser.«

»Sie wissen, daß das nicht geht«, entgegnete ich. »Ich muß morgen früh zur Klinik. Genauer gesagt heute früh«, verbesserte ich mit einem Blick zur Uhr.

»Ja, und danach gibt es sicherlich auch wieder einen Grund, um aufzubleiben«, sagte Mary gereizt. »Mit ein paar Litern Kaffee und einem Dutzend Tabletten können Sie es bestimmt noch ein paar

Stunden aushalten, falls Sie vorher nicht wieder vor Schwäche zusammenbrechen. Robert, Sie richten sich zugrunde. Meinen Sie wirklich, Priscylla damit helfen zu können? Hören Sie auf mich, mein Junge, versuchen Sie wenigstens, bis zum Morgen noch ein paar Stunden zu schlafen.«

Unter normalen Umständen hätte ich ihr recht gegeben und wäre spätestens jetzt ihrer Aufforderung gefolgt und hätte mich hingelegt. Was mich davon abhielt, war nicht mehr nur das Wissen, daß ich mich hinterher nur um so müder fühlen würde.

Es war Angst.

Nackte, panische Angst vor weiteren Träumen, wie ich einen an Bord der NAUTILUS gehabt hatte.

Einen Alptraum, der mich dazu treiben würde, im Schlaf unbewußt irgendwelche Dinge zu tun, so wie ich mich am Stockdegen verletzt hatte. Der magische Angriff gerade hatte gezeigt, daß ich auch in diesem Haus nicht vor dem fremden Einfluß geschützt war, wie ich bislang gehofft hatte. Im Schlaf hätte ich mich gegen die Beeinflussung nicht wehren können, hätte sie nicht einmal wahrgenommen. Und wenn, dann erst nach dem Aufwachen – nachdem ich mir mit dem Degen möglicherweise nicht mehr nur den Finger geritzt, sondern die Kehle durchgeschnitten hätte.

Ich wandte mich ab, um mir meine Unsicherheit und Angst nicht allzu deutlich anmerken zu lassen – und im gleichen Augenblick zuckte ich zusammen.

Der Raum hatte sich verändert.

Ich wußte nicht zu sagen, worin die Veränderung bestand, aber sie war da:

Auf den ersten Blick schien alles wie zuvor; alle Möbel standen noch an ihrem Platz, das Feuer im Kamin brannte noch, und doch war alles mit einem Schlag anders geworden.

Die Veränderung war mit dem Auge nicht wahrzunehmen, aber ich spürte sie so deutlich, als ob ich alles sehen könnte.

Die Atmosphäre im Raum hatte sich auf furchterregende Art gewandelt; jeder Gegenstand schien ein unheimliches und bedrohliches Eigenleben zu entwickeln. Ich hatte den Eindruck, als wären die Schatten in den Ecken länger und stofflicher geworden, als

würden sie aus ihren Winkeln hervorkriechen, um mit unsichtbaren Armen nach mir zu greifen.

Ich vernahm unheimliche Geräusche, Laute, die nicht an mein Ohr drangen, sondern direkt in meinem Gehirn aufklangen. Sie waren düster und so unvorstellbar fremdartig, daß sie sich jedem Versuch einer Beschreibung entzogen, meine Angst aber erneut zu blinder Panik anfachten.

Ich wußte einfach, daß ich in Gefahr war, wenngleich die Bedrohung auch gänzlich anderer Art war, als der magische Angriff zuvor. Deutlich spürte ich, daß sich etwas Fremdes eingeschlichen hatte. Es war wie ein eisiger Pesthauch, der mich mit einem Mal einhüllte.

Und dann erkannte ich, was mich so erschreckte.

Die Petroleumlampe auf meinem Schreibtisch und das zuckende Kaminfeuer reichten nicht aus, das Zimmer vollständig zu erhellen. Aber sie genügten, daß ich selbst einen deutlichen Schatten warf, der bei jeder meiner Bewegungen unruhig über die Möbel und Wände huschte.

Aber es war nicht mein Schatten, obwohl ich ihn verursachte…

Es war der Schatten eines Dinges, größer als ich, so verzerrt, daß er wie die boshafte Karikatur eines menschlichen Wesens anmutete, doch mit einem Paar riesiger Flügel versehen, und von einer Schwärze, die mehr war als nur die Abwesenheit von Licht.

Vielmehr eine Finsternis, die wie ein gestaltgewordenes Nichts wirkte, als würde die Welt dort, wo mein Schatten sie berührte, zu existieren aufhören, um sie mit tiefer, lichtschluckender Nacht zu erfüllen.

Ich spürte eine Berührung am Arm und schrie instinktiv auf. Doch sofort beruhigte ich mich wieder, als ich erkannte, daß es nur Mary war.

»Robert, was ist nun schon wieder?«

Ich gab keine Antwort, sondern konzentrierte mich weiterhin auf den Schatten. Mit Entsetzen stellte ich fest, daß mein erster Eindruck richtig gewesen war.

Der Schatten kam näher, fast unmerklich, aber zu deutlich, als daß ich es als Einbildung abtun könnte. Ich wich zurück, doch sofort vollzog die gestaltlose Kreatur die Bewegung nach und rückte sogar noch

einige Handbreit näher.

Natürlich, kein Mensch konnte vor seinem eigenen Schatten fliehen.

Ich hatte derartiges schon einmal erlebt; es lag Jahre zurück, und doch erinnerte ich mich so deutlich daran, als ob es gestern gewesen wäre. Als ich einen der GROSSEN ALTEN getötet hatte, eine schreckliche, im Vergleich zu Cthulhus Gezücht jedoch vergleichsweise unbedeutende Kreatur, hatte sie sich in mir eingenistet und versucht, meinen Schatten als Werkzeug zu benutzen, um mich zu töten. Die weiße Strähne in meinem Haar erinnerte mich immer wieder aufs neue an jene Tage des Schreckens.

»Robert, was ist los?« fragte Mary noch einmal, drängender als zuvor.

»Der Schatten«, hauchte ich. »Sehen Sie es nicht, mein Schatten...«

»Jetzt aber marsch ins Bett«, unterbrach sie mich. »Sie leiden ja schon an Halluzina...«

Die Bestie nutzte meine sekundenlange Unachtsamkeit. Einer der rauchigen Schattenarme peitschte gedankenschnell auf mich zu. Im letzten Moment konnte ich mich darunter hinweg bücken und versetzte Mary einen Stoß, der sie auf den Schreibtisch zutaumeln ließ. Es gab nur eine einzige Möglichkeit, der Bestie zu entkommen.

»Das Licht!« schrie ich. »Löschen Sie das Licht, schnell!«

Mary schaute mich nur verständnislos an; sie hielt mich für vollends übergeschnappt.

Mit einem verzweifelten Satz sprang ich vor, um die Lampe selbst vom Tisch zu schlagen. Ich kam nicht einmal einen Schritt weit, bis ich erkannte, in welche Falle ich gegangen war.

Der Schatten sprang mich wie ein Raubtier an, umklammerte mich und verwandelte sich gleichzeitig in etwas gänzlich anderes.

Wieder spürte ich, wie eine Feuerlohe durch meinen Körper tobte. Ich sah meinen Körper unter mir zusammenbrechen, während mich ein unvorstellbar starker Sog packte und mit sich fortriß. Ein gigantisches, über und über mit sinnverwirrenden Symbolen bedecktes Portal erschien vor mir und schwang auf.

Ich stemmte mich gegen den Sog, doch er war zu stark und riß mich weiterhin auf das Portal zu. Verzweifelt versuchte ich, mich irgendwo

festzuklammern, aber um mich herum war nur das Nichts.

Dann stürzte ich haltlos durch das Portal, hinein in die Unendlichkeit....

* * *

Mary schrie auf.

Erschrocken starrte sie auf den regungslos vor ihren Füßen liegenden Körper herab. Sie trat einen Schritt vor und streckte ihre Hand nach Robert aus, führte ihr Vorhaben jedoch nicht zu Ende. Etwas hielt sie davon ab, den Körper zu berühren.

Ein Schwächeanfall, durchzuckte es sie. Roberts Kreislauf war zusammengebrochen, kein Wunder bei seinem selbstmörderischen Verhalten in den letzten Tagen. Es war erstaunlich, daß er überhaupt so lange durchgehalten hatte.

Zugleich aber wußte sie, daß dies nicht die einzige Erklärung sein konnte. Robert war nicht einfach nur zusammengebrochen. Immer noch glaubte sie seine gellenden Schreie zu hören. Kein Kreislaufkollaps, nicht einmal ein Herzanfall konnten solche Schmerzen verursachen.

Und auch sein merkwürdiges Verhalten, nachdem es so ausgesehen hatte, als ob er sich von dem Anfall erhole, ging ihr nicht aus dem Sinn.

Er hatte etwas über seinen Schatten gesagt, und sie hatte den Eindruck gehabt, als fühle er sich davon bedroht. Es wäre einfach, das mit seiner Erschöpfung zu erklären, aber sie ahnte, daß auch das nicht die einzige Erklärung war. Seit sie Robert kennengelernt hatte, hatte sie so viel Unbegreifliches erlebt, daß sie das Wort »unmöglich« aus ihrem Sprachschatz gestrichen hatte.

Und hier war etwas geschehen, das sie nicht begreifen konnte. Und eigentlich auch nicht wollte. Sie begriff nur, daß Robert in Gefahr war.

»Mr. Lovecraft!« schrie sie. »Mr. Lovecraft, schnell!«

Erst dann wurde ihr bewußt, daß sich das Arbeitszimmer in einem ganz anderen Flügel des Hauses befand als die Schlafzimmer. Niemand

konnte ihre Rufe durch die dicken Mauern hören.

Einen Moment lang zögerte sie noch und sah fast verzweifelt auf Robert herab. Alles in ihr sträubte sich dagegen, ihn allein zu lassen. Dann begriff sie, daß sie nur weitere wertvolle Zeit verlor.

Mary eilte in die Halle und die Treppe hinauf. »Mr. Lovecraft!« rief sie noch einmal, mit schriller, fast überschnappender Stimme.

Irgendwo wurde eine Tür aufgerissen, doch nicht Howard kam herbeigelaufen, sondern Rowlf. Er war vollständig angezogen. Anscheinend hatte auch er noch nicht im Bett gelegen.

»Was'n los?« fragte er.

»Robert ist zusammengebrochen«, erklärte sie hastig, während sie bereits in den ersten Stock zurückeilten. »Schnell, Rowlf, holen Sie Dr. Gray!«

Rowlf warf nur einen kurzen Blick in das Arbeitszimmer, dann nickte er und stürmte die Treppe hinab, immer zwei, drei Stufen auf einmal nehmend und so lautstark, daß das gesamte Haus unter seinen Schritten zu erbeben schien. Mary wußte, daß er den Arzt und Notar auf schnellstem Wege herbeischaffen würde, und wenn er ihn packen und im Nachthemd hinter sich herschleifen mußte. In seiner Fürsorglichkeit für Robert kannte Rowlf keine Grenzen.

»Was ist geschehen?« vernahm sie eine Stimme hinter sich. Howard war in aller Eile nur in seine Hosen und ein Hemd geschlüpft, das auch noch falsch geknöpft war. In seinem rechten Mundwinkel klebte eine erloschene Zigarre. Ein ungewöhnlicher Anblick bei dem sonst stets übermäßig korrekt gekleideten Mann, aber Mary hatte keinen Blick dafür. In aller Eile sprudelte sie hervor, was geschehen war.

»Rowlf ist bereits zu Dr. Gray unterwegs«, schloß sie. »Ich... ich hoffe, er kommt bald. Großer Gott, ich habe ihn gewarnt. Aber er hört ja nicht, der dumme Junge. Du bringst dich noch selbst um, habe ich gesagt, aber er wollte nicht auf mich hören!«

Howard nickte nur und trat an ihr vorbei ins Arbeitszimmer.

Hastig kniete er neben Robert nieder und streckte die Hände aus, um ihn bei den Schultern zu ergreifen und herumzudrehen.

Aber noch in der Bewegung verharrte er. Ein verwunderter Ausdruck erschien auf seinem Gesicht. Unwillig schüttelte er den Kopf, hob

seine Hand vor die Augen und betrachtete sie stirnrunzelnd.

Noch einmal streckte er die Hand aus, aber wieder hinderte ihn irgend etwas daran, den reglosen Körper zu berühren.

»Warten wir, bis... bis Dr. Gray kommt«, sagte er unsicher und richtete sich wieder auf. Mary glaubte, einen Unterton von Angst in seiner Stimme zu hören. Auch sie selbst hatte Angst, wenn auch weniger um Roberts Gesundheit. Ein paar Stunden Schlaf und vielleicht eine Spritze, dann würde er wieder wie neugeboren sein. Wovor sie sich fürchtete, war die Unheimlichkeit, mit der alles geschehen war.

Die Minuten dehnten sich zu Ewigkeiten. Sie konnte ihren Blick nicht von Robert wenden, bis Dr. Gray endlich kam. Auch der Arzt hatte sich nur in aller Eile und reichlich unordentlich angekleidet. Rowlf mußte ihm unterwegs bereits erklärt haben, um was es ging, denn er murmelte nur einen flüchtigen Gruß und kümmerte sich sofort um Robert.

Auch er hatte Mühe, den Bewußtlosen zu berühren, überwand sich aber selbst und drehte ihn herum. Er griff nach Roberts Handgelenk und fühlte den Puls. Seine Augen weiteten sich in fassungslosem Entsetzen, als er die Hand wie ein Stück glühendes Eisen wieder losließ.

Sekundenlang starrte er Howard aus ungläubig geweiteten Augen an, dann beugte er sich herab und griff noch einmal nach Roberts Handgelenk.

»Was ist, Doc?« fragte Howard ungeduldig.

Gray starrte ihn an. Seine Augen waren dunkel vor Furcht. »Kein... kein Puls«, keuchte er. »Ich fühle keinen Puls, Howard!«

* * *

Der Innenraum der St. Paul’s Cathedral war gewaltig. Immer wieder glitt mein Blick zu der fast neunzig Yards hohen Kuppel über meinem Kopf, der zweitgrößten der Welt. Mehrere Galerien liefen an den Wänden entlang, von denen die unterste, die »Flüstergalerie«, weit über London hinaus bekannt geworden war. Wenn man gegen die Wand flüsterte, waren die Worte noch weit entfernt zu hören. Ein akustisches Phänomen.

Ich drängte die Gedanken beiseite und versuchte, mich auf die Predigt zu konzentrieren, aber es gelang mir nicht.

Ich war nervöser, als ich mir selbst eingestehen wollte.

Nun ja – schließlich heiratete ich auch zum ersten Mal im Leben.

Neben der verschleierten Priscylla kniete ich auf einer niedrigen Bank vor dem Altar. Vor uns stand der Priester, der die Hochzeitsmesse zelebrierte, aber seine Worte waren ein fernes Murmeln, das ich nicht verstand.

Mein Blick schweifte über die zahlreichen Menschen, die zur Trauung gekommen waren.

Die Kathedrale war bis auf den letzten Platz besetzt. Ich wunderte mich flüchtig, wer die vielen Menschen waren. Die meisten waren mir unbekannt oder kamen mir höchstens vom Ansehen her ganz vage bekannt vor, aber überall in der Menge verstreut entdeckte ich auch vertraute Gesichter. Es war ein sehr angenehmes Gefühl, zum ersten Mal seit so langer Zeit wieder unter Freunden zu sein.

Mary Winden waren ebenso da wie Howard, Rowlf, Nemo, Harvey und Dr. Gray, Kapitän Bannermann, Jean Balestrano, Sarim de Laurec, Michael Schönenbröcher, Shannon, Nizar, Sill, Shadow, Sherlock Holmes und Dr. Watson und viele andere. Selbst Necron hatte sich die Ehre gegeben. Zufrieden lächelte ich ihm zu und sah, wie eine einzelne Träne der Rührung über seine faltige Wange lief. Es tat gut, so viele gute Freunde an diesem Freudentag um mich zu wissen, die mein Glück mit mir teilten.

Kurz darauf entdeckte ich auch Roderick Andara, meinen Vater, der zusammen mit einer hübschen Frau ein Stück seitlich von mir saß. Ohne sie je gesehen zu haben, wußte ich, daß die Frau meine Mutter war.

Mein Vater! Meine Mutter!

Ich wollte auffahren, war aber wie gelähmt.

Etwas stimmte nicht. Meine Eltern waren tot; vor vielen Jahren gestorben, ebenso wie zahlreiche andere Anwesende.

Sie waren tot! Tot! TOT.

Der Gedanke entglitt mir wieder, bevor ich ihn richtig fassen konnte.

Ich nickte kurz in Andaras Richtung.

Alles in Ordnung, Dad, du kannst stolz auf mich sein, und du auch, Mum. Ich bin froh, daß ihr gekommen seid. Nachher werden wir Gelegenheit haben, uns ausführlich über alles zu unterhalten.

Erneut versuchte ich, mich auf die Worte des Priesters zu konzentrieren. Erst jetzt erkannte ich, daß es sich um Dagon handelte. Wo er stand, bildete sich langsam eine grünlich schimmernde Pfütze auf dem Stein. Abn el Gurk Ben Amar Chat Ibn Lot Fuddel der Dritte, mein gnomenhafter Freund aus der elften Dimension, der mich in düsteren Stunden schon oft mit seinen lustigen Späßchen aufgeheitert hatte, thronte auf seiner Schulter und grinste mich fröhlich an, während er seine Faxen schnitt. Niemand schien etwas Anstößiges daran zu finden, und auch ich amüsierte mich köstlich.

Schließlich war es soweit, daß Pri und ich die Trauringe wechselten, und dann wurde sie von Dagon aufgefordert, den Schleier zu lüften, damit ich unsere Trauung mit einem Kuß besiegeln konnte.

Mit einem Ruck schlug sie den Schleier zurück.

Ich schrie gellend auf.

Zwei schleimige, fast schwarze Blutfäden rannen aus den zerfransten Löchern, die einmal ihre Augen gewesen waren. Kleine, weiße Maden krochen über ihre Lippen. Ihre Haut war nicht glatt und zart, wie ich sie kannte, sondern faltig wie die einer uralten Frau; zudem mit Warzen und Runzeln übersät. Eine abgrundtief häßliche und ekelerregende Fratze grinste mich an, doch damit war das Grauen noch nicht beendet.

Priscylla (Priscylla???) alterte noch weiter. Binnen weniger Sekunden verflossen für sie Jahre, binnen einer Minute Jahrzehnte. Ihr Gesicht trocknete aus und fiel ein; das Fleisch verdörrte, und schließlich spannte sich nur noch mumifizierte, an Pergament erinnernde Haut über ihren Knochen, bis auch diese zu Staub zerfiel und nur ein Totenschädel übrig blieb, in dessen leeren Augenhöhlen immer noch ein verzehrendes Feuer brannte, und auf dessen Zügen auch jetzt noch ein satanisches Grinsen lag. Ihre verfaulten Zahnstümpfe bewegten sich, als sie zu sprechen versuchte.

»Nun sind wir für alle Zeit vereint, Robert«, sagte sie mit brüchiger Stimme. Es klang wie das Knistern jahrhundertealten Papiers.

* * *

Es war spät geworden.

Die Untersuchungen waren schon seit fast einer Stunde abgeschlossen, und so lange saßen sie in dem Konferenzraum zusammen, ohne daß sie bisher eine Einigung hatten erzielen können. Träge schwebte eine übelriechende Wolke aus Zigarren- und Pfeifenrauch unter der Decke. Ein paarmal waren die Fenster schon geöffnet worden, ohne daß es viel half, denn bei der hereinfauchenden Februarkälte und dem Schneeregen konnten sie nicht lange geöffnet bleiben, ohne daß man die Wahl zwischen Ersticken oder Erfrieren hatte.

Die Fronten lagen klar. Denham ließ seinen Blick über die Gesichter der anderen gleiten.

Williams und Porter hatten sich aufgrund der Untersuchungen seiner Meinung angeschlossen, daß Priscylla kerngesund wäre und es keinen Grund gäbe, sie noch länger in der Klinik zu halten. Es gab viele Anmeldungen, und das Bett wurde dringend gebraucht.

Brown, Parker und Jameson waren anderer Ansicht, was einen Stimmengleichstand bedeutete, während eine Zwei-Drittel-Mehrheit für eine Entscheidung erforderlich wäre. Seit Jacksons Tod hatte sich ihr zahlenmäßiges Gleichgewicht ungünstig verschoben.

»Sieht schlecht aus«, sagte Williams leise und beugte sich herüber. »Wenn wir nicht bald eine Einigung erzielen können, werde ich ebenfalls für eine weitere Beobachtung stimmen. Meine Frau erwartet mich, ich möchte endlich nach Hause.«

Denham beachtete ihn nicht, aber seine Verbitterung wuchs. Er ließ seinen Blick zu Jameson weiterwandern. Das Wort des Chefarztes und Klinikleiters besaß besonderes Gewicht. Wenn er ihn überzeugen könnte, hätte er gewonnen. Parker war noch jung und zudem überaus ehrgeizig. Denham war überzeugt, daß ihm völlig egal war, was er selbst zu diesem Fall dachte. Er hatte sich Jamesons Meinung lediglich angeschlossen, weil er sich berufliche Vorteile davon versprach. Er würde auch einen Stimmungsumschwung des Chefarztes wieder mitvollziehen.

Frank Brown hingegen würde auf seiner jetzigen Meinung bestehen, gleichgültig, wie gut die ins Feld geführten Argumente auch sein mochten. Er war ein sturer alter Dickschädel, und seine Gründe, gegen eine Entlassung zu stimmen, waren durchaus stichhaltig. Sicher, die

Untersuchungen hatten weder eine organische Krankheit erkennen lassen, noch Hinweise für eine geistige Verwirrung geliefert.

Aber die letzte Zeit hatte ja gezeigt, daß die Anfälle sporadisch auftraten, während Priscylla zwischenzeitlich ganz normal gewirkt hätte. Deshalb wäre es günstiger, die junge Frau noch eine Weile unter Beobachtung zu halten.

Jameson argumentierte genauso, doch Denham konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, daß es dem Klinikleiter in erster Linie darauf ankam, das sehr hohe Honorar, das Craven zahlte, weiterhin zu bekommen. An diesem Punkt mußte er einhaken. Es war sinnlos, weiterhin nur vom medizinischen Standpunkt aus zu diskutieren.

»In drei Wochen wird eine Inspektion des Sanatoriums durchgeführt, nicht wahr?« sagte er. »Es wird schwierig werden, dem Londoner Ärztekollegium diesen Fall zu erklären. Wir müßten zugeben, mit unserem Fachwissen am Ende zu sein.«

Er sah, wie Jamesons Gesicht sich verdunkelte, und erkannte, daß er auf dem richtigen Weg war.

»Wenn nun jemand auf die Idee kommt, diesen Fall genauer zu untersuchen, würden zudem auch die Machenschaften Jacksons wieder in den Blickpunkt geraten, die wohl unzweifelhaft zu den dunkelsten Kapiteln in der Geschichte des Sanatoriums gehören. Allzu genaue Nachforschungen würden ein schlechtes Licht auf die Klinik werfen. Das ist in unserem Gespräch bislang überhaupt noch nicht berücksichtigt worden.«

Porter und Williams nickten zustimmend; Parker warf Jameson einen unsicheren Blick zu, und als von dessen Gesicht keine eindeutige Regung abzulesen war, zog er es ebenfalls vor, nicht zu reagieren. Brown hingegen blickte in die Runde, als hätte man ihm gerade einen Eimer Wasser über den Kopf geschüttet.

»Das kann doch wohl nicht Ihr Ernst sein, meine Herren!« fuhr er auf. »Vergessen Sie nicht, wir sind Ärzte und als solche nur unserem Gewissen und der Medizin verpflichtet. Hier geht es um das Schicksal eines Menschen, da dürfen wir unsere Entscheidung nicht durch mögliche Unannehmlichkeiten von Seiten dieser ohnehin sinnlosen Ärztekammer beeinflussen lassen.«

»Professor, Ihre Ansicht über die Ärztekammer steht hier nicht zur Diskussion«, ermahnte Jameson ihn scharf.

»Das Zimmer Priscyllas ist ursprünglich für drei Personen gedacht, nicht wahr?« sagte Denham mit nachdenklichem Blick, als würde er nur laut denken. »Wir könnten gleich drei andere Patienten dort unterbringen. Es liegen Anmeldungen von Familienangehörigen sehr einflußreicher und wohlhabender Personen vor, die wir ablehnen müssen, weil wir keine Kapazitäten mehr freihaben.«

Er sah das fast unmerkliche Zucken, das über Jamesons Gesicht glitt, und wußte im gleichen Moment, daß er gewonnen hatte. Alles weitere war nur noch ein Rückzugsgefecht des Chefarztes.

»Wie lange, sagten Sie, ist es her, daß zuletzt ein Anfall der Patientin auftrat?« erkundigte sich Jameson mit plötzlich neu erwachendem Interesse an den medizinischen Fakten.

»Fast zwei Wochen. Zuvor traten die Anfälle zwei bis dreimal pro Tag auf. In meinen Augen ist die Gefahr endgültig gebannt.«

»Aber was ist, wenn es wieder einen Rückfall gibt? Die Folgen könnten für uns sehr unangenehm sein. Craven besitzt die Möglichkeiten, uns wegen einer solchen Fehldiagnose die Hölle heiß zu machen.«

»Nun«, sagte Denham gedehnt, »ihm ist aber auch sehr daran gelegen, daß seine Verlobte die Klinik möglichst rasch verläßt. Ich bin sicher, daß er eine Erklärung unterschreiben wird, daß er im Falle eines Rückfalles das Sanatorium von jeglicher Schuld freisprechen wird. Vergessen Sie nicht, daß die Patientin nicht eingewiesen, sondern freiwillig von ihm eingeliefert wurde, so daß er auch gegen unseren Willen das Recht hat, jederzeit eine Entlassung zu erwirken.«

Er machte eine kurze Pause und sah sich gespannt um. Der Stimmungswandel des Chefarztes war nicht mehr zu übersehen.

»Mittlerweile ist mir auch klargeworden, warum Mr. Craven so daran interessiert ist, Priscylla frei zu sehen«, spielte Denham seinen letzten Trumpf aus. »Sie ist weder eine Verwandte von ihm, noch eine bloße Bekannte. Wie ich inzwischen erfahren habe, sind die beiden verlobt. Mr. Craven möchte Priscylla so bald wie möglich heiraten!«

Es versetzte ihm einen Stich, davon zu sprechen. Er sah Priscyllas Gesicht vor sich, und er sah Cravens Gesicht, und mit aller Kraft drängte er die Vorstellung zurück, daß Priscylla mit diesem Mann bald vor den Traualtar treten würde. Er konzentrierte sich wieder auf die Konferenz.

Gemurmel war um ihn herum laut geworden. Selbst Williams und

Porter blickten verdutzt und tuschelten leise miteinander.

»Bitte Ruhe, meine Herren«, bat Jameson und erhob sich. »Unter diesen Umständen ist wohl abzusehen, daß Mr. Craven ohnehin in nächster Zeit auf eine Entlassung seiner Verlobten drängen wird. Ohne unsere Zustimmung würde das ein schlechtes Licht auf das Sanatorium werfen. Falls er also bereit ist, die Verantwortung auf sich zu nehmen, stimme ich für eine Entlassung.«

Parker nickte zustimmend, wodurch die nötige Mehrheit sogar überschritten wurde.

»Damit steht die Entscheidung fest«, sagte Jameson. »Ich schließe die Konferenz.«

* * *

Ich war gelähmt vor Grauen. Ich konnte einfach nicht begreifen, was ich sah. Die Gedanken überschlugen sich in meinem Kopf.

Ich wollte schreien, doch nur ein trockenes Schluchzen entrang sich meiner Kehle. Ich wehrte mich nicht einmal, als ich an den Armen gepackt und von zwei Männern auf einen schwarzen Sarg zugeschleift wurde, der plötzlich hinter dem Altar stand.

Ich wurde in den Sarg gestoßen. Der Deckel schloß sich über mir. Durch ein kleines Fenster sah ich, wie die Schrauben angezogen wurden. Trauermusik drang durch das Holz gedämpft an mein Ohr.

Erst jetzt begriff ich vollends, daß ich nicht an meiner Trauung, sondern an meiner eigenen Beerdigung teilnahm. Aber ich war nicht tot! Es handelte sich um einen grausamen Irrtum!

Wieder versuchte ich zu schreien oder zumindest ein geringes Lebenszeichen von mir zu geben. Es ging nicht. Ich hatte jede Kontrolle über meinen Körper verloren.

In einer langen Reihe zogen die Trauergäste an dem Sarg vorbei. Mary und Sill schluchzten, Andara mußte meine Mutter stützen. Sie war mit ihren Kräften am Ende. Mit ausgebreiteten Armen warf sie sich auf den Sarg und umklammerte ihn. Ihre Tränen tropften auf den hölzernen Deckel. Es hörte sich an wie das Klopfen knochiger Totenfinger. Andara führte sie fort.

Als nächster erschien Necron. Äußerlich zeigte auch sein Gesicht Trauer, doch in einem unbeobachteten Augenblick zwinkerte er mir höhnisch zu. Ich begann zu begreifen. Er war – (tot!)

– nicht mein Freund, sondern mein eingeschworener Feind, und ihm hatte ich es zu verdanken, daß man mich lebendig begraben wollte.

In den Händen hielt er einige seltsame Gegenstände. Sieben Stück zählte ich, und im gleichen Augenblick erkannte ich, um was es sich handelte.

Die SIEBEN SIEGEL DER MACHT! Zusammengefügt ergaben sie den Schlüssel zu den Kerkern der GROSSEN ALTEN, und sobald sie gebrochen wurden, bedeutete das die Freiheit für Cthulhu und seine Brut.

Aber fünf der Siegel befanden sich doch in meinem Besitz, und Necron war gestorben, als er versucht hatte, das vierte SIEGEL in seinen Besitz zu bringen!

Der Gedanke zerstörte den Bann, der mich bislang gelähmt hatte. Mit äußerster Kraftanstrengung brachte ich die Lippen auseinander.

»Du bist tot!« krächzte ich. »Es gibt dich gar nicht mehr!«

Kaum hatte ich die Worte ausgesprochen, als Necron verschwand. Ungläubiger Schrecken verzerrte sein Gesicht. Seine Gestalt wurde durchsichtig wie Glas und löste sich in Luft auf.

Im gleichen Moment begann die Erde zu beben, und ich vernahm ein gewaltiges Donnern über mir. Ein breiter Riß klaffte plötzlich in der Decke der Kathedrale und breitete sich rasend schnell aus, bis er die gesamte Kuppel spaltete und mit einem Netzwerk feiner Verästelungen überzog.

Ein mannsgroßer Gesteinsbrocken stürzte herab und zerbarst mit ohrenbetäubendem Krachen dicht neben dem Altar.

Ein gemeinsamer, von panischer Angst erfüllter Schrei ging durch die Menge der Trauergäste. Bänke wurden umgestoßen, und das Trampeln unzähliger Füße wurde laut, als die Menschen versuchten, aus der Kathedrale zu fliehen. Weitere Gesteinsbrocken stürzten herab und begruben einige der Gäste unter sich. Die großen Glasfenster zerbarsten und überschütteten die Menschen mit einem tödlichen Splitterregen. Schreie gellten in meinen Ohren.

Ich stemmte mich gegen den Sargdeckel und hörte ein leises Knirschen. Die Enge des Sarges behinderte meine Bemühungen, aber ich verstärkte meine Anstrengungen noch. Immer mehr Trümmer brachen aus der Decke. Über kurz oder lang würde einer auch den Sarg treffen und mich zermalmen, wenn es mir nicht gelang, hier heraus zu kommen.

Wieder hörte ich etwas knirschen. Es klang wie Musik in meinen Ohren, aber die Schrauben hielten auch weiterhin fest. Auf diese Art konnte ich mich nicht befreien.

Mir kam ein anderer Gedanke. So weit ich konnte, zog ich die Beine an und stieß sie ruckartig vor. Das Holz am Sargende splitterte, hielt aber noch.

Die Angst verlieh mir Riesenkräfte.

Noch einmal trat ich zu und noch einmal und noch einmal, bis ich keinen Widerstand mehr traf. Wie ein Aal schlängelte ich mich aus dem Sarg. Ein kleines Steinchen traf mein Bein. Ich hielt die Luft an und krampfte vor Entsetzen die Fäuste zusammen, in dem sicheren Glauben, binnen der nächsten Sekunde würde ein mindestens hundertmal größeres Geschoß folgen.

Aber nichts geschah, und nach einigen Sekunden konnte ich vollends aus der Totenkiste herauskriechen.

Ein Bild des Schreckens bot sich mir.

Ich hatte Schlimmes erwartet, aber was ich sah, übertraf an Grauen alles, was ich mir ausgemalt hatte.

Fast die Hälfte der Gäste lagen auf dem Boden, begraben unter riesigen Gesteinsbrocken oder erschlagen von den Scherben der großen bunten Kirchenfenster.

Die Überlebenden drängten sich vor dem Portal oder taumelten auf der verzweifelten Suche nach einem anderen Ausgang in der Halle umher. In ihrer Panik behinderten sie sich gegenseitig. Jeder wollte der erste sein, der die einstürzende Kathedrale verließ, um wenigstens sein eigenes Leben zu retten. Die Frauen und die wenigen Kinder wurden achtlos niedergetrampelt.

Der Anblick ließ meinen Magen rebellieren; lähmende Übelkeit würgte mich.

Ein Beben durchlief den Boden und riß mich von den Füßen.

Ich schrie, schürfte mir beim Sturz Knie und Handflächen auf und quälte mich wieder auf die Beine. Staub drang in meine Kehle und legte sich schwer auf meine Lunge. Ich hustete und spuckte. Meine Augen brannten.

Verzweifelt schaute ich mich nach einem Fluchtweg um. Immer rascher stürzte die Kathedrale ein. Das Kuppeldach bestand nur noch aus gezackten Trümmerstücken, die von den stählernen Trägern gehalten wurden; wie ein bizarr ausgefranstes Leichentuch spannte es sich über der Halle. Durch die Löcher war der Himmel zu sehen.

Es war nur noch eine Frage von Minuten, bis es sich völlig aus seiner Verankerung lösen und herabbrechen würde.

Auch in den Wänden zeigten sich jetzt erste Risse, die sich in rasendem Tempo ausbreiteten. Mit peitschendem Knall explodierte eine der Marmorsäulen, die das Dach stützte.

Wieder sackte die Kuppel ein Stück ab. Weitere Trümmer regneten herab und begruben mehr als ein Dutzend Menschen unter sich.

Hinter dem Altar gab es noch eine kleine Tür, die wohl in die Sakristei führte, aber auch dort hatte sich bereits eine Menschentraube gebildet. Ich sah, wie eine Frau von einem Steinbrocken am Kopf getroffen wurde und zusammenbrach. In ihren Armen wimmerte ein Kind. Ich hob es auf und preßte es an mich.

Nicht weit von mir entdeckte ich mit einem Mal Rowlf. Auch er hatte mich entdeckt und eilte auf mich zu. Wie ein Schaufelbagger bahnte er eine Gasse für sich und Howard, der direkt hinter ihm folgte.

Ein Warnschrei blieb mir im Hals stecken. Ich sah, wie eine der mehr als dreifach mannsdicken Säulen sich neigte. Als Rowlf die Gefahr erkannte, war es bereits zu spät, um noch zu reagieren. Die Säule stürzte genau auf ihn und Howard herab.

Ich schlug die Hand vor die Augen, um ihren Tod nicht mitansehen zu müssen. Mein Mund öffnete sich zu einem Schrei, doch kein Laut kam über meine Lippen. Schmerz und Verzweiflung schnürten mir die Kehle zu.

Ich vergaß das um mich herum tobende Inferno. Der Tod meiner einzigen Freunde war mehr, als ich ertragen konnte. Zitternd blieb ich stehen und wartete auf das Ende.

Ein Stein traf meine linke Schulter, schleuderte mich zu Boden und lähmte meinen Arm. Ich spürte den Schmerz kaum und quälte mich wieder auf die Beine.

Im nächsten Moment brach die Halterung des Daches endgültig zusammen.

Ich sah, wie die tonnenschwere Kuppel herabsackte, und dann versank die Welt um mich herum hinter einem Vorhang aus Dunkelheit und ewigem Schweigen…

* * *

Sekundenlang war niemand fähig, sich zu rühren oder auch nur einen Laut von sich zu geben. In grotesker Haltung stand Howard da, mitten in der Bewegung versteinert, und starrte Dr. Gray an. Rowlf stand auf der Schwelle und preßte seine Hand so fest um den Türrahmen, daß das Holz knirschte.

Mary Winden öffnete ihren Mund zu einem Schrei und wollte sich die Hände vors Gesicht schlagen, führte die Bewegung jedoch nicht zu Ende. Sie verdrehte die Augen und sackte ohnmächtig in sich zusammen. Rowlf griff instinktiv zu, fing sie auf und ließ sie zu Boden gleiten.

»Was…?« keuchte er. »Ist doch…«

Er schob Dr. Gray wie eine Puppe zur Seite und beugte sich über Robert. Obwohl er wußte, daß der Arzt sich nicht irrte, weigerte er sich, an das Unvorstellbare zu glauben. Mit zitternden Fingern tastete er über den Hals des Toten, klammerte sich verzweifelt an die Hoffnung, wenigstens ein noch so schwaches Lebenszeichen zu spüren…

Es gab keines.

Trotzdem gab Rowlf noch nicht auf. Er versuchte es mit Mund-zu-Mund-Beatmung, während Dr. Gray in rhythmischen Abständen Roberts Brustkorb zusammenstauchte und das Herz massierte. Minutenlang mühten sie sich verbissen ab, bis der Arzt seine Hände sinken ließ.

»Es hat keinen Zweck«, murmelte er mit erstickter Stimme. Er schien in den wenigen Minuten um ein Jahrzehnt gealtert zu sein.

»Machen Sie weiter!« brüllte Rowlf ihn an und vergaß vor Aufregung sogar seinen Akzent. Sein Gesicht war weiß wie ein Laken.

Weitere zehn Minuten versuchten sie alles Menschenmögliche, um dem Tod doch noch ein Schnippchen zu schlagen, bis auch Rowlf die Sinnlosigkeit ihrer Bemühungen einsah. Tränen schossen ihm in die Augen; der kraftstrotzende Hüne, den sonst scheinbar nichts aus der Bahn zu werfen vermochte, weinte wie ein kleines Kind. Wieder und wieder murmelte er Roberts Namen.

Plötzlich klammerte sich Gray an seinen Arm. Seine Augen waren immer noch weit aufgerissen, aber nicht mehr vor Entsetzen, sondern unbegreifliches Erstaunen hatte sich in seinen Blick geschlichen.

»Das ist… seltsam!« stieß er hervor. Er packte Roberts Hände und befühlte sie, schob dann in plötzlicher Hektik die Hosenbeine des Toten hoch und befühlte auch seine Waden.

»Was ist?« fragte Rowlf aufgeregt. Ein schwacher Hoffnungsschimmer trat in seine Augen.

»Wann ist er zusammengebrochen?« fragte Dr. Gray in Howards Richtung.

Lovecraft zuckte mit den Schultern. Auch sein Gesicht war kalkweiß. Er stützte sich auf die Lehne eines Stuhls, als fürchtete er, nicht mehr aus eigener Kraft stehen zu können.

»Vor einer halben Stunde etwa«, stammelte er. »Eher etwas mehr.«

»Eine halbe Stunde«, wiederholte Gray. Noch einmal betastete er Roberts Hände und Beine, legte ihm eine Hand auf die Stirn und bog seine Finger in verschiedene Richtungen. »Er muß einen Herzschlag erlitten haben und beim Zusammenbrechen bereits tot gewesen sein, sonst wäre sein Gesicht nicht so verzerrt geblieben.«

»Sag'n Se endlich, wasse meinen!« fauchte Rowlf ungeduldig. Ihm war nicht entgangen, wie sonderbar der Arzt das Wort tot betonte.

»In mehr als einer halben Stunde hätte das Blut bereits gerinnen müssen. Er müßte sichtlich bleich, seine Körpertemperatur deutlich abgesunken sein. Selbst eine Leichenstarre müßte bereits begonnen haben. Für nichts davon gibt es auch nur das geringste Anzeichen!«

»Sie meinen…«, begann Howard, sprach aber nicht weiter.

»Roberts Herz schlägt nicht mehr, aber er ist auch nicht tot«, murmelte Gray. »Es gibt keine medizinische Erklärung für das, was wir hier erleben. Meine Kunst ist am Ende. Hier kann es sich nur um Magie handeln.«

Howard schloß die Augen. Er konzentrierte sich mit aller Kraft. Vor vielen Jahren war er ein Mitglied des Ordens der Templer gewesen; nicht nur ein einfaches Mitglied, sondern der Time-Master. Er war in der Lage, den Ablauf der Zeit kraft seines Willens zu verändern, und diese Fähigkeit wandte er nun an.

Genauer gesagt: er versuchte es.

Etwas störte seine Konzentration. Eine fremde Macht schien sich in seine Gedanken zu schleichen, mit seiner eigenen Kraft zu kollidieren und sie auf unbegreifliche Art zu blockieren. Er paßte sich dem fremden Einfluß an, versuchte ihn zu ergründen und folgte ihm mühsam bis zu seinem Ursprung.

Und als er die Quelle ausgemacht hatte, zuckte er wie unter einem Stromschlag zusammen. Sekundenlang blieb er zitternd und mit geschlossenen Augen stehen, bis er sich einigermaßen zur Ruhe zwingen konnte und mit einem Ruck die Augen öffnete.

Die Quelle der fremden Macht lag bei Robert selbst!

Wie aber konnte jemand, der tot war, magische Kraft aussenden?

»Er lebt!« sagte Howard stockend. »Ich weiß nicht, wie das sein kann, aber er lebt.« Sanft ergriff er Robert an den Schultern. »Nimm seine Beine, Rowlf«, sagte er. »Wir bringen ihn ins Bett.«

Während sich Dr. Gray um Mary kümmerte, trugen sie Robert in sein Schlafzimmer und legten ihn auf das Bett. Dabei rutschte seine Uhr aus der Westentasche. Howard klappte den Deckel auf. Die Zeiger bewegten sich nicht, aber das Glas war auch nicht gesprungen, und Robert war auf die andere Seite gefallen, so daß die Uhr keinen Stoß abbekommen haben konnte.

Und plötzlich begriff er!

Die stehende Uhr, der fehlende Puls, die konstante Körpertemperatur, die Kraft, die verhindert hatte, daß er in den Zeitablauf eingriff, das Gefühl, das ihn im ersten Moment davon abgehalten hatte, den Körper zu berühren – alles bekam plötzlich einen Sinn.

Robert war nicht tot. Sein Herz hatte auch nicht aufgehört zu schlagen, zumindest nicht in seiner eigenen Wahrnehmung.

Die Zeit war für ihn stehengeblieben!

Es war unfaßbar, aber Robert war in ein eigenes Zeitfeld eingeschlossen, so daß für ihn während seines Zusammenbruchs nicht eine einzige Sekunde vergangen war.

Nachdem er einmal wußte, wonach er suchen mußte, konnte Howard das Feld deutlich spüren; es hatte sich wie eine zweite Haut um Robert gelegt und unterdrückte jede Lebensfunktion.

Mary und Dr. Gray erschienen im Türrahmen. Hastig erzählte Howard, was er herausgefunden hatte. Er glaubte geradezu den Stein hören zu können, der den Gefährten vom Herzen fiel.

»Begreif ich zwar nicht, aber soll wohl heiß'n, daß'em Kleenen nix passiert is«, brummte Rowlf erleichtert. Wie üblich verbarg er seine Gefühle hinter der Maske aufgesetzter Ruppigkeit. »Mitter Zeit kennste dich ja aus. Wann kommt er'n wieda zu sich?«

Howard zuckte mit den Schultern. Natürlich ging es nicht nur um ein einfaches Aufwachen, sondern sie hatten es hier mit Kräften zu tun; die das menschliche Vorstellungsvermögen überschritten. Er suchte erfolglos nach Worten, um den abstrakten Vorgang darzustellen.

Es war unmöglich, jemandem etwas über eine Zeitmanipulation zu erzählen, der noch nie selbst den Fluß der in die Gegenwart mündenden Vergangenheit gespürt und in den Zyklus der Ewigkeit eingegriffen hatte. Es war, als versuche man einem von Geburt an Blinden zu erklären, was eine Farbe sei.

Ein völlig unmögliches Unterfangen.

Statt dessen konzentrierte Howard sich wieder auf das Zeitfeld. Rowlfs Frage, so ungeschickt sie auch gestellt war, schnitt doch das Problem an, um das es ging. Theoretisch konnte das Feld in der realen Zeit ewig bestehen, ohne daß für Robert auch nur eine einzige Sekunde verging – was einem Tod im Grunde gleichkam.

Er mußte versuchen, das Feld von außen aufzubrechen. Mit geistigen Fühlern tastete er den magischen Käfig ab und versuchte, seine Struktur zu ergründen. Der Aufbau war komplizierter, als er gedacht hatte. Immer wieder stieß er an eine undurchdringliche Mauer und mußte wieder von vorne anfangen. Verbissen verfolgte er einen Faden

des Geflechts nach dem anderen, suchte nach einem Ansatzpunkt, von dem aus er sich in das Innere des Kokons vorarbeiten konnte, um das Feld aufzubrechen.

Schweiß perlte auf seiner Stirn. Gespannt beobachteten die anderen seine Bemühungen. Unverständnis und Hoffnung spiegelten sich auf ihren Gesichtern. Eine fühlbare Spannung lag in der Luft.

»Es… geht nicht«, preßte Howard nach einer Weile hervor. »Ich brauche eine Pause. Bitte, Miss Winden, würden Sie einen Kaffee kochen?«

Mary nickte stumm und ging in die Küche hinunter.

»Was ’n nu los?« wollte Rowlf wissen. »Wie sieht’s aus?«

Noch bevor Howard antworten konnte, sprang Dr. Gray plötzlich von seinem Stuhl auf.

»Er hat sich bewegt!« rief er mit überschnappender Stimme. »Robert atmet wieder!«

Howard fuhr herum. Tatsächlich hob und senkte sich Roberts Brust. Gleichzeitig schlug er die Augen auf. Das Zeitfeld war verschwunden. Verwirrt strich er sich mit der Hand übers Gesicht.

»Die Kirche«, keuchte er. »Howard… Rowlf… ihr lebt?«

»Wir ja, Jungchen«, rief Rowlf freudestrahlend. »Aber bevor de dich ’s nächste Mal tot stell’n tust, sagste uns vorher Bescheid, ja?«

Ich lächelte unsicher und wollte mich hochstemmen. Ein scharfer Schmerz zuckte durch meine Schulter und ließ mich aufstöhnen. Mein linker Arm fühlte sich taub und gefühllos an.

So gefühllos, als ob er von einem Steinbrocken getroffen worden wäre!

* * *

Priscylla nahm die Nachricht von ihrer Entlassung ohne sichtliche Gefühlsregung auf. Sie schien keinen Augenblick ernsthaft am Ergebnis der Untersuchungen gezweifelt zu haben.

»Gut gemacht«, sagte sie mit ausdrucksloser Stimme. »Ich wußte, daß ich mich auf Sie verlassen kann, Professor.«

Erst jetzt lockerte sich ihr Bann ein wenig. Es erforderte zu große Kraft, ihn über eine lange Zeit zu beeinflussen, so daß Denham seinen freien Willen teilweise zurückerhielt. Er schrak zusammen und wich einen Schritt in Richtung Tür, als hätte man ihn geschlagen. Sein Gesicht wurde blaß, seine Augen weiteten sich.

»Was... haben Sie getan?« keuchte er. »Gott, was geschieht mit mir?«

»Was meinen Sie?« fragte Priscylla unschuldig. Gleichzeitig verstärkte sie wieder ihren Druck auf sein Bewußtsein und lenkte seine Gedanken in ihr wohlgesonnene Bahnen.

Der zornige Ausdruck in seinem Blick zerbrach schlagartig. Doch sie spürte, daß sie zu schwach war, um ihn sich noch einmal ganz zu unterwerfen. Sie kam vorläufig nicht ohne direkten Kontakt aus, um ihn für längere Zeit zu bannen.

Noch war das Fremde in ihr nicht stark genug, um mit geballter Kraft zuschlagen zu können.

Noch.

Sie mußte sich auf anderes konzentrieren. Es gab Wichtigeres als diesen Narren, der ihr allerhöchstens für eine Weile als nützliches Werkzeug dienen konnte. Vorläufig aber konnte er ihr noch behilflich sein.

»Was ich meine?« stieß er hervor, unternahm aber keinen Versuch mehr, das Zimmer zu verlassen. »Das wissen Sie genau! Ich weiß nicht, wie Sie das gemacht haben, aber es wird Ihnen nichts nützen. Sie sind noch nicht gesund, das wissen Sie so gut wie ich. Warum haben Sie solche Angst vor Spiegeln, daß Sie keinen im Zimmer dulden? Ihr letzter Anfall liegt auch noch keine zwei Wochen zurück, sondern nur zwei Tage. Nein, Sie sind noch lange nicht gesund, und wir werden Sie nicht entlassen. Ich werde mit Professor Jameson sprechen und ihm die Wahrheit erzählen.«

»Aber natürlich bin ich gesund«, widersprach Priscylla sanft. »Soll ich es Ihnen beweisen? Kommen Sie.«

Sie unterstrich ihre Aufforderung durch einen gedanklichen Hieb, der seinen Widerstand schlagartig brach.

Gehorsam wie eine Marionette trat er zu ihr. Sie hauchte ihm einen flüchtigen Kuß auf den Mund und starrte ihm einige Sekunden lang tief in die Augen.

»Ich denke nicht, daß Sie irgendwelche Dummheiten machen werden, nicht wahr?« sagte sie. »Meine Entlassung ist doch beschlossene Sache, warum also sollte sich daran etwas ändern?«

Statt einer Antwort preßte Denham sie an sich und küßte sie leidenschaftlich. Sein Atem ging schnell. Sie spürte, wie er zu zittern begann.

Priscylla ließ es gelangweilt über sich ergehen.

Mochte er sich in sie verlieben, das machte es ihr nur einfacher, ihn zu beherrschen. Verliebte Männer waren Dummköpfe, er würde auch weiterhin wie Wachs in ihren Händen sein.

Nach einer Weile gingen ihr seine Zudringlichkeiten zu weit. Mühelos wehrte sie ihn ab.

Mit einem enttäuschten Keuchen ließ er von ihr ab.

»Gehen Sie!« befahl sie.

Er nickte verwirrt, sah sie noch einmal leidenschaftlich an und verließ mit hängenden Schultern das Zimmer.

Priscylla blickte ihm böse nach. Kaum hatte er die Tür hinter sich geschlossen, ließ sie sich im Bett zurücksinken.

Worte, die wie zungenbrecherische, unmenschliche Laute klangen und einer uralten Sprache entsprangen, die nicht für Menschen geschaffen war, kamen über ihre Lippen.

Worte einer Sprache, die mehr als zweihundert Millionen Jahre alt war...

* * *

Schockiert blickte ich auf meine linke Schulter. Dr. Gray hatte das Hemd aufschneiden müssen, weil es mir unmöglich gewesen war, es auszuziehen. Meine Schulter und der daran hängende Arm waren gelähmt. Und jetzt sah ich auch, wieso ich solche Schmerzen hatte.

Ein dicker Blutergruß hatte die Schulter rot und blau anlaufen lassen; zudem hing der Arm sonderbar verdreht aus dem Gelenk. Jede Bewegung tat höllisch weh.

»Ausgerenkt«, sagte Dr. Gray nüchtern, nachdem er den Knochen abgetastet hatte. »Es wird wehtun, aber ich muß die Schulter wieder einrenken.«

Ich verzog das Gesicht zu einem schmerzlichen Lächeln. Er packte meinen Arm und riß ihn dann ruckartig nach hinten. »Wehtun« hatte er gesagt. Es war die wohl größte Untertreibung des Jahres.

Wie eine Feuerlohe raste der Schmerz durch meinen Arm und trieb mir die Tränen in die Augen. Ich konnte einen lauten Schrei nicht unterdrücken und schnappte nach Luft.

»Schon vorbei«, sagte Gray. Das Wörtchen schon klang wie bittere Ironie in meinen Ohren.

Howard hatte seine Augen zu schmalen Schlitzen zusammengekniffen. Tiefe Sorge stand in seinem Gesicht geschrieben.

»Woher kommt das?« fragte er scharf. »Das stammt unmöglich von deinem Sturz her. Du bist auf die andere Seite gefallen. Mein Gott, was ist passiert?«

Ich wollte die Achseln zucken, besann mich aber noch rechtzeitig eines Besseren.

»Ich weiß es nicht«, sagte ich lahm. Der Schmerz klang langsam ab. »Vielleicht bin ich gegen einen Stuhl geprallt, als ich ohnmächtig wurde.«

Die Gedanken jagten sich in meinem Kopf. Ich war immer noch zu benommen, um die wahre Bedeutung des Geschehens erfassen zu können. Und es war, als sträube sich sogar etwas in mir dagegen, die Erklärung zu finden.

Genau wie bei dem Kampf gegen den Shoggoten im nächtlichen Moor war mir auch diese Vision so real erschienen, daß ich nach dem Aufwachen Schwierigkeiten hatte, in die Realität zurückzufinden, und kaum glauben konnte, alles nur geträumt zu haben. Sollte ich Howard sagen, daß ich geträumt hatte, von einem herabstürzenden Stein getroffen worden zu sein, wie ich vor einigen Nächten auch geträumt hatte, mich an dem Stockdegen zu verletzen? Und daß ich diese Wunden nach dem Aufwachen wirklich gehabt hatte?

Verdammt – wie sollte ich etwas erklären können, was ich selbst nicht begriff?

Aber Howard fiel auch von allein auf, wie parallel diese Ereignisse lagen. »So, wie du dir neulich die Haut aufgekratzt hast, nicht wahr?« sagte er. Er lächelte, aber sein Ton klang eindeutig lauernd. »Du lagst weit von jedem Möbelstück entfernt, und du warst auch nicht ohnmächtig. Du warst in ein Zeitfeld eingehüllt, wir hielten dich für tot.«

Er brach ab und atmete ein paarmal tief durch. »Du hast wieder geträumt, nicht wahr?« hakte er nach einigen Sekunden nach.

Ich nickte widerwillig.

»Und im Traum hast du dich an der Schulter verletzt.« Es war eine Feststellung, keine Frage.

Wieder nickte ich.

Während Gray meine Schulter mit einem nassen Tuch kühlte, lief Howard kopfschüttelnd im Zimmer auf und ab. Ich kannte ihn lange genug, um zu wissen, daß er innerlich nicht annähernd so ruhig war, wie er den Anschein erweckte. Ein sicheres Anzeichen dafür war, daß er zum Abstreifen seiner Zigarrenasche tatsächlich einen Aschenbecher statt des Teppichs benutzte, wie er es für gewöhnlich tat.

»Du besitzt gewaltige Fähigkeiten, aber auch du kannst die Zeit nicht beeinflussen«, fuhr er fort. »Also muß es einen Einfluß von außen geben. Deine Träume werden real, Robert, begreifst du das! Sie können möglicherweise tödlich werden!«

Ich schwieg auch weiterhin. Howards Worte konnten mich nicht erschrecken, nicht wirklich. Was er sagte, war mir selbst schon klargeworden, schon an Bord der NAUTILUS, auch wenn ich es verdrängt hatte. Es war unmöglich, widersprach jeder Logik, und doch bildeten die Verletzungen einen nicht zu widerlegenden Beweis. Howard wollte auf etwas Bestimmtes hinaus, aber ich war zu müde, um zu erkennen, in welche Richtung er das Gespräch lenken wollte.

»Es sind die SIEGEL«, sagte er düster. »Sie werden dich umbringen, wenn du sie weiterhin hier behältst. Schaff sie fort, und wenn du es nicht tust, werde ich es machen, bevor sie uns allen gefährlich werden können.«

»Nein!« Ich schrie die Antwort, selbst überrascht, daß mich der Gedanke an eine Trennung von den SIEGELN so erschreckte. »Sie sind im Safe sicher eingeschlossen«, fügte ich lahm hinzu.

»Es ist Wahnsinn, sie in diesem Haus aufzubewahren. Sie stellen eine Zeitbombe dar, bilden die größte Gefahr in… in diesem Universum. Und du Narr bildest dir ein, sie beherrschen zu können, weil du sie in einen lächerlichen Panzerschrank eingeschlossen hast? Niemand kann die SIEGEL beherrschen, nicht einmal dein Vater hätte es gekonnt. Aber er wäre so vernünftig gewesen, sie an der tiefsten Stelle des Meeres oder direkt in einem Vulkan zu versenken.«

Ich wollte etwas sagen, aber Howard schnitt mir mit einer herrischen Geste das Wort ab.

»Ich weiß, was du sagen willst. Auch dort wären die SIEGEL nicht sicher. Aber sie haben Jahrmillionen sicher in ihren Verstecken geruht. Und sie wären auch noch dort, wenn du sie nicht wie harmlose Souvenirs eingesammelt hättest. Willst du die Gefahr nicht erkennen? Merkst du nicht, wie du zum Helfer der GROSSEN ALTEN wirst?«

»Das stimmt nicht«, widersprach ich mit mühsam erzwungener Ruhe. »Du weißt selbst, daß die SIEGEL auch ohne mich längst nicht mehr in ihren Verstecken wären. Seit Andara das Tor zur Vergangenheit aufgestoßen und den Inkarnationen der ALTEN das Vordringen in die Gegenwart ermöglicht hat, waren die Verstecke hinfällig. Necron hätte die SIEGEL längst an sich gebracht und gebrochen. Wäre dir das vielleicht lieber gewesen?«

»Es käme aufs gleiche raus, als wenn du es tust. Und wenn du so weitermachst, werden sie dich bald dazu zwingen können«, gab Howard zornig zurück und starrte mich finster an.

Ich hielt seinem Blick nur ein paar Sekunden lang stand, dann mußte ich den Kopf abwenden.

»Gebt mir die Dinger, und ich hau se zu Klump. Dann is Schluß mittem ganz'n Spektakel«, sagte Rowlf. Niemand lachte über den Scherz.

Mary brachte Kaffee. Gierig schlürfte ich das heiße Getränk, um den Kopf wenigstens einigermaßen klar zu bekommen, und wußte doch, daß es mir nicht gelingen würde. Meine Erschöpfung hatte einen Punkt erreicht, an dem nicht einmal alle Aufputschmittel Londons meine Müdigkeit noch hätten zurückdrängen können, und ich hatte in den vergangenen Tagen und Nächten schon zuviel Kaffee in mich hineingeschüttet, als daß er noch irgendeine belebende Wirkung gehabt hätte. Wenn ich trotzdem nicht auf der Stelle einschlief, lag es

allein an dem Alptraum und seinen möglicherweise schrecklichen Folgen, der mich noch wachhielt.

»Bring wenigstens zwei oder drei der Siegel an einen anderen Ort«, nahm Howard das Gespräch wieder auf. »Fünf der SIEBEN SIEGEL DER MACHT zusammen aufzubewahren, das ist wie... wie...« Er brach ab, als ihm kein passender Vergleich einfiel. Selten hatte ich Howard so erregt und gleichzeitig hilflos gesehen. Es kam mir vor, als hätte die Müdigkeit meinen Blick noch geschärft, als nähme ich meine Umgebung überdurchschnittlich klar wahr, ohne daß etwas davon richtig in mein Bewußtsein drang.

»Wie ein Sprung in ein Becken voller Piranhas, in der Hoffnung, daß sie keinen Hunger haben«, führte ich den Satz zu Ende. Trotz des versuchten Scherzes war mir keineswegs zum Lachen zumute. Ich wußte, daß Howard recht hatte, aber etwas in mir sträubte sich gegen den Gedanken, die SIEGEL fortzugeben.

»Schlimmer, Robert, tausendmal schlimmer. Hier geht es nicht nur um dich oder mich. Deponiere einige der SIEGEL bei einer Bank, wenn du dich schon nicht von allen trennen willst. Oder verlaß du Andara-House für eine Weile. Du siehst doch, welche Wirkung die SIEGEL auf dich ausüben. Bislang waren die Verletzungen harmlos. Was passiert, wenn du deinen eigenen Tod träumst?«

»Es gibt kein sichereres Versteck als Andara-House«, murmelte ich. »Und meine Abwesenheit nutzt auch nichts. Den ersten Alptraum hatte ich an Bord der NAUTILUS, mehr als hundert Meilen weit entfernt.«

»Aber das Haus kann dich auch nicht schützen«, warf Howard hitzig ein. »Du mußt...«

»... dringend schlafen«, unterbrach Mary ihn resolut. »Sehen Sie nicht, daß er schon jetzt halb tot ist, Mr. Lovecraft? Er hört doch nicht einmal mehr richtig, was Sie sagen. Morgen ist auch noch ein Tag.«

Howard wollte auffahren, doch Mary schob ihn bestimmt in Richtung Tür. Rowlf und Dr. Gray schlossen sich an.

Ich versuchte zu protestieren, besaß aber nicht mehr die Kraft dazu. Noch bevor Mary das Licht löschte, war ich bereits eingeschlafen. In dieser Nacht war ich zu erschöpft, um überhaupt irgend etwas zu träumen.

* * *

Erschöpft zog Shadow ihre geistigen Fühler zurück und kapselte sich völlig von ihrer Umgebung ab, um neue Kräfte zu sammeln. Man hätte sie für tot halten können, wenn es irgend jemanden gegeben hätte, der sie sah, doch sie war allein, allein in einer Welt, die nur aus den Träumen der GROSSEN ALTEN geschaffen und noch nach dem Tode seines Wächtergeschöpfes vom verderblichen Geist Nyarlathoteps erfüllt war. Oder gerade nach seinem Tode.

Kadath, die Kalte Wüste, die Welt jenseits der Welt; keine Wirklichkeit, und doch existent.

Geschaffen als eine tödliche Falle, die Abenteurer anlocken sollte, doch zu diesem Zweck mußte sie zumindest äußerlich den Anschein von Schönheit erwecken. Da keiner der GROSSEN ALTEN fähig war, Schönheit zu empfinden, geschweige denn zu erschaffen, hatte es minderer Kreaturen bedurft, nach deren Vorstellung sich das Land formen ließ. Mit dem Tode des Wächters gab es nichts mehr, was die Illusion aufrechterhalten konnte.

Jeder Stein, jede der bizarren, verdorrten Pflanzen, sogar der Boden und die Luft selbst waren vom Pestodem des Bösen erfüllt und strahlten Haß und absolute Fremdartigkeit aus. In der Ferne ragte das schwarze Onyxschloß auf, nun auch bei Tage nicht länger ein Trugbild vollendeter Schönheit, wie auch die umliegende Landschaft immer rascher ihre Maske lockender Lieblichkeit verlor und statt dessen ihren wahren Charakter offenbarte.

Die Blumen und Büsche wurden zu abgrundtief häßlichen und abstoßenden Dingen, nicht Pflanze und nicht Tier; die Blüten und Blätter formten sich zu gierig klaffenden Mäulern mit rasiermesserscharfen Reißzähnen, ihre leuchtenden Farben verwandelten sich in nachtschwarze Finsternis. Die Zweige der Bäume peitschten wie Tentakel auf der Suche nach einem Opfer umher. Der Boden war nicht länger fest, sondern hatte sich in einen stinkenden, modrigen Sumpf verwandelt. Alles begann sich zu verändern, und schon bald würden auch die letzten Spuren menschlichen Einflusses getilgt sein; die Zeit würde nach und nach die Erinnerung daran auslöschen, wie dieser Teil Kadaths sich so lange Zeit wenigstens bei Tage präsentiert hatte.

Allein der Anblick des toten Landes mit seinen unzähligen Fallen und Gefahren, seiner auf unbegreifliche Weise in sich verdrehten

Symmetrie und den Winkeln, die es nach menschlichem Vorstellungsvermögen nicht geben durfte, die sich um mehr als dreihundertsechzig Grad krümmten und selbst parallel verlaufende Linien sich kreuzen ließen, hätte ausgereicht, einen Menschen binnen weniger Sekunden in Wahnsinn und Tod zu treiben.

Aber Shadow war kein Mensch. Sie nahm alles um sich herum deutlich wahr, doch sie verlor nicht den Verstand, und die Schrecken konnten ihr nichts anhaben. Sie vermochte die fremde Symmetrie zu begreifen, spürte den Biß der reißenden Zähne und den Sumpf, der wie mit schlammigen Händen nach ihren Füßen griff und sie in seine schwarze Tiefe herabzureißen versuchte. Alles war zu einem Teil ihres Gefangenenlebens geworden, aber nichts davon konnte ihr etwas anhaben. Sie verspürte nicht einmal Schmerz, wenngleich sie manchmal auch dachte, daß ein schneller Tod eine Erlösung gegenüber ihrem Schicksal dargestellt hätte. Aber sie konnte nicht sterben, weil kein Engel jemals wirklich starb. Denn das war sie.

Eine El-o-hym.

Ein Engel. Und mehr noch als das: Einer der vier Engel.

Korathan. Uriel. Kylodrial. Shadow. Man hatte ihr Viele Namen gegeben, einer so passend und unpassend wie der andere; nur geschaffen, um den Kontakt mit den Menschen zu erleichtern.

Aber sie hatte versagt. Wie ihr Bruder Lucifer war sie gefallen, und vielleicht war ihr Verrat sogar noch schlimmer, denn es war ein doppelter.

Sie hatte einen Pakt mit dem UNAUSSPRECHLICHEN geschlossen, und sie hatte auch ihn gebrochen. Und sie hatte sich gegen die ehernen Gesetze ihres Volkes aufgelehnt – SEINE Gesetze. Und warum?

Aus Liebe, gab sie sich selbst die Antwort; Liebe zu einem Menschen, der dieses Gefühl nicht einmal erwidert hatte: Robert Craven.

Sie wußte nicht, wieviel Zeit vergangen war, bis sie ihre Sinne wieder für ihre Umgebung öffnete. Es erforderte selbst für sie einen immensen Kraftaufwand, sich hier zu behaupten. Auch ihr drohte Gefahr, anders als bei einem Menschen, und die Bedrohung galt weniger ihren Körper als vielmehr ihrer Seele. Das allgegenwärtige Böse war tückisch; es drang wie ein schleichendes Gift in ihr Bewußtsein. Man hatte sie hierher verbannt, in dem Glauben, daß sie diesem Einfluß irgendwann zum Opfer fallen würde, weil Kadath ein unüberwindliches Gefängnis wäre. Doch das war es nicht; nicht mehr.

Dennoch würde es noch lange dauern, bis sie sich vollends befreien konnte, unter Umständen zu lange, um das drohende Verhängnis abzuwenden. Wenn Craven nur endlich verstehen würde, was um ihn herum geschah! Aber weder er noch sein sonst so scharfsinniger Freund Lovecraft begriffen die Wahrheit, sondern suchten nach anderen Ursachen für alles, was Sie nicht verstanden.

Sie schrak zusammen, als sie die plötzliche Veränderung ihrer Umwelt wahrnahm. Etwas drang in Kadath ein, und sie wußte, was das zu bedeuten hatte.

Der UNAUSSPRECHLICHE nahte.

Sie wußte, was sein Kommen bedeutete und was er von ihr fordern würde. Ihm war Cravens Schicksal gleichgültig. Er würde den Tod des Hexers fordern, um das Brechen der SIEGEL und die damit verbundene Auferstehung seiner Brüder zu verhindern. Er konnte nicht selbst aktiv werden, aber er konnte ihr zu handeln befehlen.

Und sie würde nicht die Kraft haben, sich seinem Befehl zu widersetzen!

Mit aller Verbissenheit griff sie erneut nach Cravens Geist, um die kurze Zeit zu nutzen, die ihr noch blieb.

* * *

Das Wetter am nächsten Morgen schien ein exaktes Spiegelbild meines Seelenzustandes zu sein. Die Uhr zeigte bereits nach zehn, trotzdem war es bislang noch nicht richtig hell geworden, und es sah auch nicht danach aus, als ob sich das ändern würde.

Es war, als weigerte sich die Nacht, dem Tag zu weichen, und die Dämmerung schien überhaupt nicht zu enden. Der Wind trug den Geruch nach Kälte und Schnee mit sich und kündigte eine Rückkehr des winterlichen Frostes an, doch es war für diese Jahreszeit schon überraschend warm, als könnte sich nicht einmal das Wetter entscheiden, in welche Richtung es denn nun eigentlich ausschlagen sollte.

Die Luft war diesig. Ein leichter Nieselregen fiel vom Himmel und tauchte die Welt in monotones Grau; so als würde man durch einen dichten Schleier sehen, verwischte er die Konturen der Gebäude und verlieh ihnen ein gespenstisches, unwirkliches Aussehen. Graue

Klötze, die sich wie bizarre Obelisken aus dem nebligen Grau ihrer Umgebung schälten.

Kurzum – das Bild, das London an diesem Vormittag bot, war trostlos.

Und genauso fühlte ich mich.

Mary hatte mich vor etwas mehr als einer halben Stunde geweckt – wie sie sagte, hatte sie mehr als fünf Minuten dazu gebraucht – und grimmig darauf hingewiesen, daß ich im Halbschlaf mein Kopfkissen nach ihr geschleudert hätte.

Obwohl ich fast sieben Stunden geschlafen hatte, kam es mir vor, als hätte ich mich gerade erst hingelegt. Ich fühlte mich wie zerschlagen, noch erschöpfter als in der vergangenen Nacht. Liebend gerne wäre ich Marys Rat gefolgt, einfach weiterzuschlafen und das Gespräch mit den Ärzten um ein paar Stunden zu verschieben, aber meine eigene Ungeduld ließ es nicht zu.

Howard schlief noch, zumindest ließ er sich beim Frühstück nicht blicken. Schon als ich es ihm nach unserer Rückkehr angeboten hatte, hatte er es abgelehnt, mich ins Sanatorium zu begleiten. Er hatte nie einen Zweifel daran gelassen, daß ihm Priscylla nach wie vor unheimlich war und sie seiner Meinung nach bis zu ihrem Tod am besten in der Klinik aufgehoben wäre.

Eine eiskalte Dusche und eine halbe Kanne schwarzen Kaffees hatten mich einigermaßen wach gemacht, und dann war Dr. Gray schon erschienen, um mich abzuholen.

Trotz der nächtlichen Störung quoll er vor guter Laune fast über. Offenbar versuchte er auf diese Art, auch mich ein wenig aufzuheitern, doch er erreichte mit seinem anhaltenden Lächeln und seinen spaßigen Bemerkungen das genaue Gegenteil.

Unter normalen Umständen empfand ich Besuche vor der Mittagsstunde als tätliche Körperverletzung... und heute ganz besonders. Ohne die Verabredung hätte ich Gray die Pest und alle anderen mir bekannten Krankheiten an den Hals gewünscht.

»Nun zieh nicht so ein Gesicht«, sagte er, während wir in einer Kutsche durch die Straßen schaukelten. »Schau dich lieber um. Der Winter weicht zurück, bald kommt der Frühling. Stell dir die Sonne vor, dann ist es doch ein wunderbarer Morgen.«

»Wunderbar«, knurrte ich ungnädig zurück. Allein der Gedanke daran,

daß ich in wenigen Minuten Pri wiedersehen und sie mich möglicherweise endlich geheilt auf der Heimfahrt begleiten würde, um für immer bei mir zu bleiben, hielt mich davon ab, ihm weitere sarkastische Bemerkungen an den Kopf zu werfen.

Das Lächeln wich ein wenig aus seinem Gesicht.

»Wie geht es eigentlich deiner Schulter?«

»Sie tut weh, nachdem heute nacht ein Arzt daran herumgebogen hat, was denn sonst?« Ich erkannte, daß ich den Bogen zu überspannen drohte, und fügte in versöhnlicherem Tonfall hinzu: »Es geht wieder. Ich kann den Arm fast frei bewegen.«

Ich blickte aus dem Fenster, um einem weiteren Gespräch auszuweichen. Seine Frage hatte mir den Traum der Nacht wieder ins Bewußtsein gebracht, nachdem ich mich bemüht hatte, nicht daran zu denken. Jetzt, wo ich nicht mehr ganz so erschöpft war, quälten mich die Erinnerungen um so schlimmer.

Noch einmal lief die furchtbare Vision der letzten Nacht vor meinem inneren Auge ab, und das schlimmste war nicht einmal die real gewordene Verletzung, sondern der Inhalt des Traumes.

Er hätte einem der Schreckensbilder entstammen können, die Howard als notorischer Schwarzseher mit Vorliebe entwarf, übertraf sie aber noch bei weitem.

Die Hochzeit mit Pri würde mich ins Verderben stürzen und den Tod meiner Freunde bedeuten. Das war die Aussage des Traumes, wenn man ihn von allem Beiwerk befreite.

Für den Bruchteil einer Sekunde hatte ich das Gefühl, einer Erklärung für die Vision ganz nahe zu sein. Es war eine Art von dejà-vu-Erlebnis, doch wie es die Eigenart dieser seltsamen Gefühle war, entglitt es mir schneller, als ich es zu fassen vermochte.

Natürlich war eine solche Deutung des Traumes völliger Unsinn. Howard hatte mich mit seiner Schwarzseherei schon fast angesteckt, und nur deshalb kam ich auf so abwegige Gedanken.

Ein Stoß mit dem Ellenbogen schreckte mich aus meinen Grübeleien auf.

»Wir sind da«, sagte Gray.

Ich nickte zerstreut und stieg schwerfällig aus der Kutsche. Eine junge Krankenschwester begrüßte uns und führte uns in einen Konferenzraum, wo bereits ein halbes Dutzend Ärzte auf uns wartete. Wir nahmen am Tisch Platz. Einer der Anwesenden, von dem ich wußte, daß es sich um Professor Jameson, den Leiter der Klinik, handelte, erhob sich.

»Ich heiße Sie, auch im Namen meiner Kollegen, herzlich willkommen, Mr. Craven. Es...«

Ich nahm seine weiteren Worte nicht mehr wahr, denn in diesem Augenblick wurde die Tür erneut geöffnet. Eine Krankenschwester führte Priscylla in den Raum.

Priscylla!

Ich unterdrückte im letzten Moment einen freudigen Ruf.

Wie lange hatte ich auf diesen Augenblick gewartet? Es war, als ob nach Monaten ununterbrochenen Regens plötzlich die Sonne aufginge. Der klägliche Rest meines klaren Verstandes wurde von ihrem Anblick hinweggespült.

Ein Orkan von Gefühlen durchtobte mich. Ich sog ihren Anblick geradezu in mich auf, alles andere um mich herum verschwamm zu fernen Schemen. Die Luft schien zu knistern, ich war wie elektrisiert. Pris Blick kreuzte den meinen, und ich glaubte in ihren Augen zu ertrinken.

Ich weiß nicht, wie lange wir uns einfach nur gegenseitig ansahen, bis sich Pri schließlich als erste aus ihrer Erstarrung löste.

»Robert!«

Sie schrie meinen Namen, riß sich von der Krankenschwester los und kam auf mich zugerannt.

Ich sprang von meinem Stuhl hoch und fing sie in meinen Armen auf. Ohne mich um die anwesenden Ärzte zu kümmern, hob ich sie hoch und wirbelte sie um mich herum. Sie klammerte sich wie eine Ertrinkende an mich; ich schlang meine Arme um sie und preßte sie so fest an mich, daß es ihr weh tun mußte. Immer wieder hauchte ich ihren Namen.

Jede Erklärung der Ärzte war unnötig. Schon der erste Blick in Pris Augen hatte mir gezeigt, daß sie wieder völlig gesund war, und das

auf überzeugendere Art, als jede medizinische Diagnose es vermocht hätte. Genauso überflüssig war es, mir das Ergebnis der Untersuchungen mitzuteilen.

Priscylla war vollständig angezogen, und die Krankenschwester hielt einen kleinen Koffer mit den Sachen in der Hand, die Pri mit ins Sanatorium gebracht hatte. Die ganze Zeit über hatte ich befürchtet, man würde sie schon aus dem einfachen Grund festhalten wollen, um mein Geld auch weiterhin zu bekommen. Deshalb hatte ich Gray gebeten, mich zu begleiten. Als Anwalt würde er dafür sorgen, daß man sie notfalls auch gegen den Willen der Direktion freiließ. Allerdings wurde durch die positive Entscheidung der Ärzte alles wesentlich vereinfacht.

Jameson war verstummt, nachdem er eingesehen hatte, daß ich ihm ohnehin nicht mehr zuhörte. Nun hüstelte er ein paarmal vernehmlich.

Widerstrebend löste ich mich von Priscylla, ließ aber einen Arm um ihre Schultern gelegt, so daß ich ihren Körper an meiner Seite spüren konnte.

Irgendwo in einem verborgenen Winkel meines Gehirns hielt sich immer noch die absurde Angst, auch dies alles könnte sich als Traum entpuppen; Pri könnte sich in Nichts auflösen, wenn ich sie auch nur für einen Sekundenbruchteil losließe.

»Wie Sie wissen, hat Professor Denham Ihre Verlobte in den letzten Wochen behandelt«, sagte Jameson. »Ich möchte Sie bitten, ihm noch einen Augenblick zuzuhören.«

Denham erhob sich.

»Ich werde mich so kurz wie möglich fassen«, begann er. »Aber einige Dinge sollten Sie doch noch erfahren. Wir konnten bei Priscylla in letzter Zeit keine Anzeichen einer geistigen Labilität oder Verwirrung mehr feststellen. Deshalb sind wir zu dem Entschluß gekommen, einer Entlassung zuzustimmen, allerdings nur unter der Bedingung, daß Sie das Sanatorium im Falle einer neuen Krise von jeder Schuld freisprechen. Wir haben ein Formular vorbereitet, in dem Sie…«

»Was soll das bedeuten?« fiel Dr. Gray ihm ins Wort. »Ich denke, Priscylla ist gesund? Warum also eine solche Erklärung? Sie wissen, daß so etwas nicht üblich ist.«

»Sicher ist Priscylla gesund«, entgegnete Denham ruhig. »Aber unter

normalen Umständen würden wir sie noch für eine Weile zur Beobachtung hierbehalten, um jedes Risiko auszuschließen. Deshalb können wir die Verantwortung nicht übernehmen. Wenn wir uns überhaupt jetzt schon einverstanden erklären, dann ist das nur ein Entgegenkommen unsererseits, da wir die Gefahr für sehr gering halten. Falls es Ihnen allerdings anders lieber ist, Mr. Craven…«

»Geben Sie schon her, ich unterschreibe«, rief ich, ohne meinen Blick von Pri abzuwenden.

»Laß mich das Schriftstück wenigstens vorher lesen«, bat Gray. Fordernd streckte er die Hand aus. Denham gab ihm das Formular.

»Sie erhalten natürlich auch ein Protokoll über den Verlauf der Krankheit und der Behandlung«, fuhr er an mich gewandt fort. Ein paar Sachen muß ich Ihnen allerdings noch selbst erklären.«

In den nächsten Minuten ließ er sich über die Geisteskrankheit Priscyllas aus, entgegen seiner anfänglichen Ankündigung keineswegs knapp, sondern reichlich ausschweifend, wie es mir vorkam.

Ich verstand kaum ein Wort von dem, was er sagte. Mir fiel auf, daß er Pri immer wieder seltsame Blicke zuwarf, die ich nicht deuten konnte. Warm spürte ich ihren Körper an meiner Seite, und ihre Blicke machten mich fast verrückt. Meine Ungeduld wuchs von Minute zu Minute, bis ich es schließlich nicht mehr länger aushielt.

»Wie Sie sagten, kann ich das ja alles dem Protokoll entnehmen. Es ist also unnötig, es mir zu erzählen«, platzte ich heraus. Denham warf mir einen bitterbösen Blick zu. Ich ignorierte ihn. »Was ist mit dem Formular?«

»Ich rate dir von einer Unterschrift ab«, antwortete Gray. »Aber da du ohnehin nicht auf mich hörst… Rein rechtlich ist die Erklärung in Ordnung.«

Ich griff nach dem Papier und unterschrieb.

»Damit wäre dann wohl alles geklärt«, sagte ich laut und kümmerte mich auch diesmal nicht um die bösen Blicke, die mein Verhalten erntete. »Auf Wiedersehen, meine Herren.«

Ich verabschiedete mich hastig und wandte mich gemeinsam mit Gray und Priscylla zur Tür. Denham ergriff meinen Arm.

»Einen Augenblick noch, Mr. Craven«, bat er so leise, daß nur ich es

hören konnte.

»Was ist denn noch?« fragte ich ungeduldig.

»Ich muß Ihnen noch etwas Vertrauliches unter vier Augen sagen. Es ist wirklich wichtig und wird nur einen Augenblick dauern.«

Etwas in seiner Stimme ließ mich aufhorchen. Widerwillig löste ich mich von Priscylla. »Geh schon mit Gray vor, ich komme sofort nach«, sagte ich und trat einige Schritte zur Seite. »Also, was gibt's?«

»Auch wenn Ihre Verlobte weitgehend gesund ist, zeigt sie doch manchmal noch ein seltsames Verhalten«, stieß der Arzt leise hervor. »Sie reagiert allergisch, und zwar ziemlich heftig auf Spiegel. Ich würde Ihnen empfehlen, diese für eine Weile aus Ihrem Haus zu entfernen.«

Großer Ernst schwang in seiner Stimme mit. Ich schluckte meinen Ärger hinunter.

»In Ordnung«, sagte ich. »Danke für den Hinweis.«

Dann eilte ich Priscylla nach. Als ich das Portal des Sanatoriums durchschritt, überfiel mich für einen Sekundenbruchteil leichter Schwindel. Ich hatte das vage Gefühl, anstelle der zweiflügeligen Holztür etwas ganz anderes zu sehen, doch die Zeit reichte nicht aus, um zu erkennen, um was es sich handelte. Das Gefühl verflog so schnell, wie es gekommen war.

Und als ich Priscylla gleich darauf erreichte, vergaß ich es vollends. Gray hatte auf der gegenüberliegenden Sitzbank Platz genommen und schaute diskret aus dem Fenster der Kutsche, während die Welt bei einem langen und leidenschaftlichen Kuß um uns herum verblaßte.

* * *

Reglos starrte Shadow dem Wesen entgegen, das vor ihr in einer Wolke goldenen Dunstes Gestalt annahm. Bevor der Nebel sich völlig verflüchtigte, schlug sich ein wenig davon auf dem toten Land nieder und verlieh ihm für wenige Sekundenbruchteile noch einmal den Anschein überirdischer Schönheit, bevor die Illusion so schnell verschwand, wie sie gekommen war.

Der UNAUSSPRECHLICHE, obwohl selbst eine Inkarnation

gestaltgewordenen Todes, war anders als Cthulhu und die übrigen Kreaturen seiner Rasse, denen er selbst mit tödlichem Haß gegenüberstand.

Nur deshalb hatte sie sich auf den Pakt mit ihm eingelassen; manchmal hatte sie das Gefühl, daß er trotz seiner Zugehörigkeit zu den GROSSEN ALTEN in der Lage war, in begrenztem Maße Gefühle zu empfinden und sogar einen schwachen Sinn für Schönheit besaß. Die Art seiner Ankunft bestärkte sie in diesem Glauben.

»Ein gefangener Engel«, höhnte er. »Ein ungewöhnliches Bild. Du hast versagt.«

»Verzeiht mir, Herr«, antwortete sie demütig. Sie haßte sich selbst dafür, aber sie war ihm auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Sie hatte sich von ihrer Rasse losgesagt, weil es in ihren Augen der einzige Weg gewesen war, noch schlimmeres Unheil zu verhindern. Einige Erfolge hatten ihr recht gegeben, aber sie hatte einen hohen Preis dafür bezahlen müssen. Sie war in Abhängigkeit zu dieser Kreatur geraten, der die El-o-hym seit Anbeginn der Schöpfung als Todfeinde gegenüberstanden.

Und nicht nur das – sie hatte sich ihm unterworfen, hatte erst zu spät gemerkt, was dieser unselige Pakt wirklich bedeutete. Jetzt konnte sie nur hoffen, daß seine Strafe in Anbetracht der Situation nicht allzu hart ausfiel.

»Ich war noch zu schwach«, fuhr sie hastig fort. »Necrons Rache hat mich...«

»Darum geht es nicht«, unterbrach er sie kalt. »Ich bin gekommen, um endlich zu erfahren, auf welcher Seite du stehst. Necron war ein Mensch, er konnte dich nicht töten. Ich hingegen habe die Macht dazu. Aber ich gebe dir eine letzte Chance. Schwöre mir noch einmal die Treue, dann werde ich von einer Bestrafung absehen.«

Shadow überlegte fieberhaft. Sie wußte, daß sie nicht noch einmal die Kraft haben würde, einen neuen Pakt zu brechen. Es würde ihr jede Chance nehmen, jemals zu ihrer Rasse zurückzukehren.

Fast wünschte sie, er würde sie töten, in diesem Moment.

Aber es stand zu viel auf dem Spiel, als daß sie sich aus der Verantwortung stehlen könnte. Sie war schon zu weit auf ihrem verhängnisvollen Weg gegangen, um noch zurück zu können.

»Ich schwöre es«, sagte sie leise.

Im gleichen Moment erkannte sie ihren grauenvollen Irrtum, als die Illusion zusammenbrach.

»Nein!« kreischte sie in höchstem Entsetzen.

Die Inkarnation des UNAUSSPRECHLICHEN zerfloß vor ihren Augen und begann, eine andere Gestalt anzunehmen. Shadow war vor Grauen wie gelähmt, als sie erkannte, wer in der Maske des GROSSEN ALTEN wirklich zu ihr gekommen war.

Das Wesen hatte die Gestalt angenommen, in der es sich früher bevorzugt den Menschen gezeigt hatte. Es hatte sich in einen hünenhaften Körper mit wallenden blonden Haaren und scharf geschnittenem Gesicht verwandelt. Seine Augen glühten in verzehrendem Feuer. In der Hand hielt er ein gewaltiges flammendes Schwert.

Ihre Verfolger hatten sie gefunden.

Das Wesen entstammte ihrer eigenen Rasse.

Er war der mächtigste der El-o-hym!

* * *

Erst als Dr. Gray die Tür der Kutsche aufstieß, merkte ich, daß wir den Ashton Place erreicht hatten. Widerstrebend löste ich mich von Priscylla und half ihr beim Aussteigen. Sie bedankte sich mit einem strahlenden Lächeln.

Ich zog meine Brieftasche, um den Kutscher zu entlohnen, aber Gray drückte meine Hand herab.

»Ich werde direkt nach Hause weiterfahren«, erklärte er. »Bei dieser Wiedersehensfeier wäre ich nur fehl am Platze.«

Ich reichte ihm die Hand. »Wie Sie meinen, Dr. Gray, Vielen Dank für Ihre Hilfe.«

»Schon gut.«

Wir schritten durch den Vorgarten. Ich wunderte mich, daß niemand zu Pris Begrüßung aus dem Haus kam, obwohl man die Kutsche

bestimmt gehört hatte. Wahrscheinlich steckte Howard dahinter, der ihr von Anfang an zeigen wollte, daß sie nicht willkommen wäre.

Ich nahm mir vor, ein paar sehr ernste Worte mit ihm zu reden, wenn er sein Verhalten nicht änderte. Auch meine Geduld war einmal erschöpft, und ich würde es nicht dulden, daß er Priscylla aufgrund seines übersteigerten Mißtrauens aus dem Haus zu ekeln versuchte. Vor allem nicht, wenn es sich dabei um mein Haus handelte…

»Sieht aus, als wäre niemand zu Hause«, sagte Pri. Ich sah, wie ein Schatten über ihr Gesicht glitt.

»Wahrscheinlich hat man uns nicht gehört«, antwortete ich rasch und kramte meinen Schlüssel aus der Tasche.

»Was für ein riesengroßes Haus. Und hier wohnst… werden wir zusammen wohnen? Ich kann es kaum glauben.«

»Du warst doch schon hier«, rutschte es mir erstaunt heraus.

»Schon einmal hier?« Sie lächelte unsicher und runzelte die Stirn. »Nein, bestimmt nicht. Oder…?«

»Ich habe mich wohl getäuscht«, stieß ich hastig hervor. Ich hätte mich selbst ohrfeigen können. Pri erinnerte sich an überhaupt nichts mehr, was während ihrer Gefangenschaft durch Necron geschehen war. Sie wußte nicht einmal mehr, daß der sadistische alte Magier existiert hatte, und es war besser für sie, wenn sie überhaupt nichts über die Ereignisse erfuhr.

Zumindest vorläufig nicht. Auch die Erinnerung an ihr Leben vor der Entführung wies einige Lücken auf, und mit meiner unbedachten Bemerkung hatte ich ihr dies wieder vor Augen geführt.

Sie schaute mich einen Herzschlag lang irritiert an und zuckte dann mit den Schultern. Ich hoffte, daß sie mir meinen »Irrtum« abnahm und nicht länger darüber nachgrübelte. Vorläufig war es wohl besser, alles von ihr fernzuhalten, was mit ihrer Krankheit zu tun hatte, damit sie diese schrecklichen Jahre möglichst schnell vergessen konnte.

Ich hatte den falschen Schlüssel erwischt und schob es auf meine Nervosität. Automatisch probierte ich den zweiten und stutzte erst, als auch dieser nicht ins Schloß paßte.

Ich betrachtete den Bund genauer.

Der erste Schlüssel war doch der richtige gewesen. Ich probierte es erneut, aber auch diesmal paßte er nicht.

»Was ist los?« fragte Pri verwundert. »Warum schließt du nicht auf?«

Ein Verdacht keimte in mir auf, als ich den Schlüssel trotz aller Bemühungen nicht einmal ins Schloß stecken konnte, aber ich verdrängte den Gedanken sofort wieder.

Howard würde nicht so weit gehen, das Schloß auszuwechseln, nur um Priscylla nicht ins Haus zu lassen. Er wußte nur zu gut, daß er trotz unserer Freundschaft in Andara-House nur ein geduldeter Gast war. Wenn er auch meinem Vater über viele Jahre wesentlich näher gestanden hatte als ich, war ich doch Andaras Erbe! Und somit auch der Besitzer des Hauses. Nein, so einen Schritt würde Howard nicht wagen, denn damit würde er auch mich selbst aussperren.

Abgesehen davon hätte die kurze Zeit, die ich fort war, bei dem hinlänglich bekannten Arbeitstempo der Londoner Handwerker kaum ausgereicht.

»Ich... habe wohl den falschen Schlüssel eingesteckt«, erklärte ich Pri mit einem entschuldigenden Lächeln.

Sie deutete kopfschüttelnd auf das Portal. »Wie wäre es denn damit, den Türklopfer zu bedienen? Robert, was ist heute bloß mit dir los?«

Ich schaute sie einen Augenblick lang irritiert an. Etwas an ihr kam mir seltsam vor. Ich konnte mich nicht daran erinnern, jemals eine ironische Bemerkung von ihr gehört zu haben, und hatte es auch jetzt nicht erwartet. Irgendwie kam sie mir wie ein hilfloses und schutzbedürftiges Kind vor. Ich hatte mich noch nicht daran gewöhnt, daß sie wieder völlig gesund war, ein ganz normaler Mensch, eine eigenständige Persönlichkeit.

Howard hatte mich mehr als einmal gefragt, ob meine Liebe für sie nicht nur Mitleid sei. Ich war mir sicher, daß es nicht so war, aber darauf würden erst die folgenden Tage und Wochen eine endgültige Antwort bringen, wenn es mir gelang, mein bisheriges Bild von ihr abzustreifen.

Fast überhastet griff ich nach dem wuchtigen Türklopfer und schlug den Messinglöwen gegen das Portal.

Ein lautes Dröhnen erscholl, das selbst einen Toten hätte aufwecken können. Ich hörte den Widerhall des Schlages im Inneren des Hauses.

Trotzdem erschien niemand, um die Tür zu öffnen.

Neben mir wurde Priscylla unruhig, sagte aber nichts. Allmählich wurde ich wütend, doch in noch stärkerem Maße fühlte ich Mißtrauen in mir aufsteigen, gepaart mit dumpfer Beklemmung und einer fast noch stärkeren unterschwelligen Furcht.

Jeder im Haus wußte, daß ich etwa zu dieser Zeit zurückkommen würde, und es war so gut wie unmöglich, daß ungeachtet dessen alle ausgegangen waren. Harvey verließ das Haus so gut wie nie, und Mary würde sich von Howard bestimmt nicht gegen mich aufwiegeln lassen. Auch sie hatte Priscylla ins Herz geschlossen und freute sich sicherlich auf das Wiedersehen.

Noch einmal betätigte ich erfolglos den Türklopfer.

»Scheint niemand zu Hause zu sein«, sagte ich nicht gerade übermäßig scharfsinnig.

»Aber Robert, du wirst doch wohl in dein eigenes Haus hineinkommen können«, entgegnete Pri. Wieder funkelten ihre Augen ironisch. Ich mußte wie ein völliger Idiot auf sie wirken. Doch mir entging nicht, auf welch seltsame Art sie mein Haus betonte. Wenn es nicht so abwegig wäre, hätte man annehmen können, sie wüßte Bescheid über die zwiespältigen Gedanken, die ich Andara-House gegenüber oft hegte.

Auch wenn es mir gehörte, war es doch niemals ganz mein Haus gewesen, sondern stets das meines Vaters, das manchmal sogar ein regelrecht unheimliches Eigenleben entwickelte und mir dadurch schon öfters das Leben gerettet hatte.

»Gehen wir hinten herum«, sagte ich, darum bemüht, mir meine Unsicherheit und wachsende Sorge nicht allzu deutlich anmerken zu lassen. Ich ergriff Pris Hand.

Gemeinsam umrundeten wir das Haus auf einem schmalen Weg, der sich zwischen der Pflanzenwildnis durchschlängelte, die für englische Augen eine geradezu tödliche Beleidigung darstellte. Niedrig hängende Zweige streiften mein Gesicht und ließen mich immer zusammenzucken. Die Hauswand an meiner Seite strahlte eine unangenehm spürbare Kälte aus, wie ein eisiger Hauch aus einer fremden Welt. Es hatte zwar zu regnen aufgehört, aber graue Nebelschwaden bedeckten noch immer den Boden, so daß ich den Kies unter meinen Füßen nicht sehen konnte, sondern nur das Knirschen unserer Schritte hörte.

»Du solltest den Gärtner wechseln«, kommentierte Pri.

Ich nickte nur. Bislang hatte ich mich nie sonderlich um den Zustand des Hauses und Gartens gekümmert. Wenn ich fortan hier mit Pri zusammenlebte, war das Grund genug, endlich alles etwas freundlicher herzurichten.

Die wie gespenstische Fäden zwischen den Büschen hängenden Nebelschleier verliehen allem ein unwirkliches Aussehen. Sie schienen die Realität um eine winzige Nuance in den Bereich des Geisterhaften zu verschieben, ins Reich der Schatten und gestaltgewordenen Alpträume. Ich glaubte, unwirkliche, huschende Bewegungen gerade noch am Rande des Wahrnehmbaren zu entdecken, doch sobald ich mich genauer darauf konzentrierte, stellten sich die Bewegungen als Einbildung oder das profane Zittern eines Blattes im Wind heraus. Meine Nerven waren überreizt und gaukelten mir Dinge vor, die es nicht gab.

Unwillkürlich ging ich schneller. Auch der Druck von Pris warmer Hand vermochte meine Angst nicht ganz zu verdrängen. Immer noch fragte ich mich, wieso mein Schlüssel plötzlich nicht mehr paßte, und warum niemand auf mein Klopfen reagiert hatte.

Wir erreichten die kleine Terrasse hinter dem Haus, ein Stück vom Dienstboteneingang entfernt. Hier gab es eine reichlich altersschwache Tür zur Küche. Ein Schwachpunkt im Sicherheitssystem des Hauses und geradezu eine Einladung für jeden Einbrecher. Ich hatte mir schon ein paarmal vorgenommen, die Tür durch eine massivere ersetzen zu lassen, war aber nie dazu gekommen. Nun gereichte es mir zum Vorteil. Zwar war die Tür von innen verriegelt, aber auch das stellte kein Hindernis dar.

Ich winkelte meinen Arm an, um mit dem Ellenbogen das dünne Glas des Sichtfensters einzuschlagen, als mich ein Aufschrei Pris herumfahren ließ.

Ein kahler, fingerdicker Zweig hatte sich geschmeidig wie eine Schlange um ihren Hals gewunden und riß sie mit einem harten Ruck nach hinten…

* * *

»Nein!« schrie Shadow noch einmal. Sie taumelte zurück, als hätte sie ein Schlag getroffen, doch der haßerfüllte Blick ihres Gegenübers traf

sie härter, als jeder körperliche Angriff es vermocht hätte.

Entsetzt konzentrierte sie sich auf ihren Gegner, ohne ihren geistigen Fühler ganz von Craven zurückzuziehen. Sie hatte gewußt, daß sie sich der Rache für ihren Verrat nicht immer entziehen konnte, aber sie hatte gehofft, sich vor ihren Verfolgern so lange verbergen zu können, bis die unmittelbare Gefahr durch Priscylla und Robert Craven gebannt wäre.

Jetzt war es zu spät, noch einmal zu fliehen. Sie mußte sich der Konfrontation stellen und wußte, daß sie verloren war, aber sie würde zumindest versuchen, so viel Zeit zu gewinnen, bis das Verhängnis gebannt war.

»Bruder«, hauchte sie mit erstickter Stimme.

»Schweig!« donnerte er. »Du hast kein Recht mehr, mich Bruder zu nennen. Ich habe dich einst wie eine Schwester geliebt und deinen Verrat nicht glauben können. Deshalb habe ich dich auf die Probe gestellt. Nun gibt es wohl keinen Zweifel mehr, auf welcher Seite du stehst.«

»Nein, du irrst dich! Es stimmt, ich habe die El-o-hym verraten, aber es geschah nur, um das Schlimmste zu verhindern. Ich habe nie wirklich auf der anderen Seite gestanden!«

»Lüge! Gestehe deine Verfehlungen wenigstens jetzt ein. Du bist auf deine Art noch schlimmer als Lucifer, der seinen Verrat wenigstens zugab. Er ließ sich blenden, du aber hast dich in kalter Berechnung mit unseren Todfeinden verbündet.«

Entsetzt bemerkte sie, wie ein schattenhaftes Etwas hinter ihrem früheren Bruder Gestalt annahm. Es war hinter einem undurchdringlichen Schleier aus Schwärze verborgen, so daß sie nicht erkennen konnte, um was es sich handelte, aber ein grauenvoller Verdacht krampfte ihr das Herz zusammen.

»Wenn die SIEGEL gebrochen werden, bedeutet das das Ende allen Lebens«, stieß Shadow hervor. »Ich stelle mich dem Urteil der El-o-hym, wie immer es auch aussehen mag, aber laß mich mein Werk noch zu Ende führen und das Schreckliche verhindern!«

»Und das Verhängnis damit vollständig machen? Wenn ich dich nicht besser kennen würde, könnte man fast annehmen, du wüßtest nicht einmal, welches Unheil du anrichtest. Hast du Robert Craven nicht geholfen, die SIEGEL in seine Gewalt zu bekommen?«

»Ich wollte verhindern, daß Necron sie bricht«, verteidigte sich Shadow.

»Necron? Unsinn, er war völlig unbedeutend. Die GROSSEN ALTEN hatten von Anfang an geplant, daß Craven die SIEGEL erhält, und nichts wird jetzt mehr verhindern können, daß sie gebrochen werden... es sei denn, er würde sterben. Wir sind geschaffen, Leben zu erhalten. Wir dürfen es nicht vernichten. Du hast selbst diesen unseren ehernsten Grundsatz gebrochen und verletztest die Prinzipien unseres Seins weiter, indem du auf ihn einwirkst.«

»Diese Prinzipien sind überholt«, rief Shadow. »Wie können wir Grundsätzen treu bleiben, wenn sie millionenfach Tod bedeuten? Ich will Craven nicht töten. Er soll nur erkennen, was er anrichtet.«

»Schon dieser Eingriff ist zuviel. Wage es nicht noch einmal, die Grundlagen der Schöpfung in Frage zu stellen und deinen Verrat noch zu verschlimmern.«

Die Gestalt fuhr herum und deutete auf das finstere Etwas hinter ihm.

»Vernimm nun das Urteil der El-o-hym, Abtrünnige. Wir können dich nicht töten, wie du weißt. Aber für deinen Verrat hast du die härteste Strafe verdient, die einen von uns treffen kann. Deine Existenz wird in Dem-der-hinter-den-Schatten-lebt aufgehen.«

Er machte eine Geste mit der linken Hand. Seine Gestalt löste sich auf, und im gleichen Moment verschwand der nebelige Schleier, der das Etwas hinter ihm bislang vor ihren Blicken verborgen hatte.

Shadow schrie vor panischem Entsetzen gellend auf.

* * *

Der Anblick ließ mich erstarren; nicht so sehr vor Furcht oder Schrecken, sondern weil mein Gehirn sich schlichtweg weigerte zu akzeptieren, was ich sah.

Von einer Sekunde zur anderen begann mein Herz zu hämmern, so rasch, daß mir trotz der Kälte der Schweiß ausbrach. Für die Dauer von ein, zwei Herzschlägen spürte ich nichts als eine eisige, tödliche Leere in mir, war ich vor Grauen wie gelähmt.

Binnen weniger Sekunden hatte sich der Garten völlig verändert.

Die Büsche waren zu unförmigen, namenlosen Dingen verdorrt, die mit froschartigen Glubschaugen und lippenlosen Mündern und nadelspitzen Reißzähnen übersät waren. Einer der Bäume schien aus einem elastischen, gummiartigen Material zu bestehen; im Rhythmus einer lautlosen Musik schwang er hin und her und neigte sich dabei immer weiter herab. Wie überdimensional lange Arme glitten die Äste durch die Luft. Die Zweigspitzen waren zu gierigen Klauen geformt, die in langen, spitzen Krallen endeten.

Pri schrie aus Leibeskräften. Sie schlug blindlings um sich und versuchte verzweifelt, irgendwo mit den Händen oder Füßen einen Halt zu finden.

Es gelang ihr nicht, die Äste rissen sie langsam vom Haus fort. Ein schrilles Kichern entrang sich den unzähligen Mündern der Buschwesen. Gierig schnappten die entsetzlichen Zahnreihen aufeinander. Schon befand sich Pri kaum mehr als eine Körperlänge von ihnen entfernt, und sie wurde immer weiter gezerrt. Weitere Äste schnellten heran und schlangen sich wie Fesseln um ihre Hand- und Fußgelenke, schlängelten sich daran höher und überzogen sie mit einem dunklen Pflanzengeflecht.

Unfähig zu begreifen, was ich sah, starrte ich auf das schreckliche Geschehen. Erst nach einigen Sekunden riß mich Priscyllas Schreien aus der Erstarrung. Ich griff zum Gürtel, in dem der Stockdegen steckte, und riß die Waffe aus der hölzernen Hülle.

Wie von Sinnen hieb ich auf die Pflanzenarme ein. Das Holz erwies sich als ungeheuer zäh. Die Klinge hieb tiefere Scharten hinein, doch fast noch schneller schlossen sie sich wieder. Pris Schreie wurden leiser und verstummten ganz, als die Pflanzenfinger sich noch fester um ihre Kehle zusammenzogen. Sie bekam keine Luft mehr. Ihr Gesicht lief rot an, die Augen waren weit aufgerissen.

Wieder und wieder schlug ich zu, bis ich endlich den Ast zerschmettert hatte und das abgetrennte Ende von Pris Hals reißen konnte. Keuchend schnappte sie nach Luft.

Sofort schlug ich auf die Äste ein, die ihre Hände und Füße umschlangen. Andere Zweige griffen nach mir und peitschten auf mich ein. Sie bewegten sich recht langsam, und wenn ich den meisten Attacken auch ausweichen konnte, bekam ich doch einige schmerzhafte Hiebe ab. Wie Peitschenschnüre bissen die Zweige in meine Haut. Schmerz, Angst und das immer schriller werdende Kichern Und Kreischen der Büsche trieben mich zur Raserei. Trotz der

Kälte war mein Gesicht schweißüberströmt. Meine Armmuskeln verkrampften sich, aber ohne mir eine Sekunde Pause zu gönnen, hieb ich immer wieder zu.

Ich wußte hinterher nicht mehr, wie lange der unwirkliche Kampf gedauert und woher ich die Kraft zum Durchhalten geschöpft hatte. Ich hatte aufgehört zu denken, sondern hob nur immer wieder den Arm und ließ die Klinge herabsausen; nichts anderes als die Pflanzenarme und der Degen existierten noch für mich.

Irgendwann war es vorbei; Priscylla konnte sich wieder frei bewegen. Ich riß sie mit mir auf die Tür zu. Mit dem Knauf des Stockdegens zerschmetterte ich die Scheibe. Ohne auf den Schmerz zu achten, als einige Scherben in meine Hand schnitten, zog ich den Riegel auf der Innenseite zurück und warf mich gegen die Tür. Wir taumelten ins Innere des Hauses. Noch während ich zu Boden sank, trat ich nach der Tür, so daß sie krachend zuschlug. Das Kreischen und Toben der Büsche brach ab. Eine beinahe unnatürliche Stille breitete sich aus.

Zitternd blieb ich mit ausgestreckten Armen und Beinen auf dem Boden liegen. Alles drehte sich vor meinen Augen. Mein Herz raste, jeder Atemzug brachte meine Lunge zum Brennen. Im Rhythmus meines Herzschlages pulsierte rasender Schmerz durch meinen Körper. Glühende Nadeln schienen meine Armmuskeln zu durchbohren.

Ich schloß die Augen und versuchte, etwas Ruhe in meine wild durcheinanderwirbelnden Gedanken zu bringen und meine Muskeln zu entspannen. Einige Herzschläge lang gab ich mich der Illusion hin, gerettet zu sein. Dann vernahm ich ein hartes Kratzen von der Tür her, wie das Schaben unzähliger winziger Krallen und Hornfüße. Etwas berührte mich an der Schulter.

Mit einem Schrei fuhr ich hoch, doch es war nur Pri, die ihre Hand auf meine Schulter gelegt hatte. Ihr von fassungslosem Schrecken gezeichnetes Gesicht befand sich dicht vor mir. Ihre Haare waren zerzaust, das Gesicht schmutzig und mit zahlreichen blutigen Kratzern übersät. Sie hatte die Augen vor Entsetzen weit aufgerissen, und für einen Sekundenbruchteil glaubte ich, neuerlichen Wahnsinn in ihrem Blick flackern zu sehen.

»Robert!« hauchte sie und klammerte sich so fest an mich, daß sich ihre Fingernägel in meine Haut bohrten. Ihre Stimme klang so leise, daß sie nicht zu hören gewesen wäre, wäre es bis auf das leise Scharren an der Tür nicht so unnatürlich still gewesen. Tränen rannen über ihr Gesicht. Sie barg ihr Gesicht in meinem Arm, schluchzte und

stammelte sinnlose Worte.

Wie eine entsetzlich entstellte Klauenhand erschien ein Astende am Fenster, verharrte einen Augenblick, als müsse es sich erst orientieren, glitt dann schlangengleich an der Innenseite der Tür herab und wand sich auf uns zu. Weitere Äste und Zweige folgten ihm.

Ich sprang auf und zog auch Priscylla auf die Beine.

»Wir müssen weiter ins Haus hinein!« schrie ich. Sie nickte stumm und verstört.

Wir hasteten auf die gegenüberliegende Tür zu und erreichten den Korridor. Die Tür bestand aus massivem Eichenholz und würde auch die dämonischen Äste aufhalten. Zumindest hoffte ich es. Schweratmend lehnte ich mich gegen eine Wand.

»Bist du… in Ordnung?« wandte ich mich an Pri.

»Was… was ist das?« stammelte sie anstelle einer Antwort. »Robert… mein Gott, was hat das zu bedeuten? Was ist mit den Bäumen…« Ihre Stimme versagte, und wieder schossen ihr Tränen in die Augen. »Halt mich fest«, schluchzte sie. »Halt mich ganz fest.«

»Ich weiß nicht, was mit den Bäumen ist«, log ich und strich ihr übers Haar. Auch jetzt mußte ich mich mühsam zur Ruhe zwingen. Der Angriff des Pflanzenmonsters hätte ausgereicht, viele geistig völlig gesunde Menschen in den Wahnsinn zu treiben. Ich wußte nicht, wie stabil Priscyllas Persönlichkeit wirklich war, aber dafür wußte ich um so besser, daß ich es nicht ertragen würde, wenn sie erneut den Verstand verlieren sollte. Keine noch so tröstenden Worte konnten ihr den Schrecken nehmen, aber es gab etwas anderes, was ich tun konnte. Es widerstrebte mir, ihr den freien Willen zu nehmen, doch die Gefahr war zu groß, und alles geschah nur zu ihrem Besten, so daß ich meine Skrupel rasch überwand.

Ich schaute ihr starr in die Augen und konzentrierte mich so gut, wie es mir unter den gegebenen Umständen möglich war. Behutsam griff ich mit magischer Kraft nach Pris Gehirn, drang in ihr Bewußtsein ein und sandte dabei beruhigende Impulse aus. Ihr Gesicht entspannte sich. Sie hob den Kopf, wischte sich die Tränen mit dem Handrücken ab und brachte sogar ein schwaches Lächeln zustande.

Erleichtert zog ich mich aus ihrem Geist zurück. Einen Herzschlag lang schaute ich sie prüfend an, dann drehte ich mich halb um und blickte aus zusammengekniffenen Augen zur Tür. Dort erklang jetzt

auch das Schaben und Kratzen der dämonischen Pflanzen. Einige harte Schläge trafen die Tür. Das massive, dicke Eichenholz begann sich langsam zu biegen, als laste ein ungeheurer Druck auf ihm. Die Tür knirschte und ächzte; armlange Späne splitterten aus dem Holz. Mit einem gewaltigen Krachen riß das Türblatt der Länge nach auf. Ein handbreiter Spalt entstand, durch den sich vorsichtig einer der Äste vortastete.

»Wir müssen in die Bibliothek«, stieß Pri plötzlich hervor. Ihre Stimme klang monoton und leiernd, wie es der Art aller Beeinflußten entsprach, doch ich spürte, daß es nicht nur an der Trance lag, in die ich sie durch meine Hypnose gebracht hatte. Es war noch etwas anderes, das ich mir nicht erklären konnte; etwas wie das plötzliche Wissen um Dinge, über die sie von allein gar nichts wissen dürfte.

»Was meinst du?« fragte ich alarmiert, immer wieder rasche Blicke in Richtung der zerstörten Tür werfend. Noch wagten sich die Pflanzenarme nicht in den Flur.

»Wir müssen in die Bibliothek«, wiederholte Priscylla.

Ich packte ihre Arme. »Was ist mit dir? Pri, was hast du?«

Ihr Blick war starr und ging durch mich hindurch; sie schien mich nicht zu sehen, obwohl ich direkt vor ihr stand. Ich schüttelte sie, um sie wieder zur Besinnung zu bringen. Mühelos löste sie sich aus meinem Griff und wandte sich ab, ohne mich auch nur eines weiteren Blickes zu würdigen. Mit mechanisch wirkenden Schritten ging sie zur Treppe und stieg die Stufen hinauf. Ich ahnte, was sie vorhatte, hätte sie aber höchstens mit Gewalt aufhalten können. Zuerst aber wollte ich sehen, ob mein Verdacht sich bewahrheitete.

Am Ende der Treppe trat sie in den Korridor und von dort in die Bibliothek. Suchend blickte sie sich im Raum um. Die Wände wurden von deckenhohen Regalen eingenommen, auf denen sich Bücher stapelten. Größtenteils handelte es sich um Werke über Magie und Okkultismus, die Howard und mein Vater gesammelt hatten, darunter befanden sich zahlreiche seltene Exemplare und uralte Handschriften. Sammler hätten ein Vermögen dafür bezahlt, aber ich kannte die Gefahr, die von einigen der Schriften ausging, und dachte nicht im Traum daran, auch nur eines der Bücher zu verkaufen.

Unschlüssig verharrte Priscylla in der Mitte des Raumes und ließ ihren Blick umherschweifen. Sie bewegte sich mal in die eine, dann in die andere Richtung. Für Bruchteile von Sekunden war ihr Spiegelbild

deutlich in der Fensterscheibe zu sehen.

Der Anblick traf mich wie ein Schlag, und wahrscheinlich schrie ich nur deshalb nicht, weil ich viel zu erschrocken dazu war.

In der Scheibe war Pris Gesicht zu sehen, aber es war nicht das vertraute Gesicht des jungen Mädchens. Es war die eingefallene, mit narbenartigen Falten und Runzeln übersäte Fratze einer uralten Frau mit rotglühenden, haßerfüllten Augen.

Das Gesicht, das ich schon während des Alptraumes von unserer Hochzeit gesehen hatte!

Priscylla wandte sich wieder um, und im gleichen Moment erkannte ich, daß meine Nerven mir nur einen Streich gespielt hatten. Ihr Gesicht war wieder jung und schön wie immer.

Sie schien endlich gefunden zu haben, wonach sie suchte. Mein Verdacht bestätigte sich. Sie trat direkt zu dem Kamin mit dem Ölbild darüber, hinter dem sich der Wandsafe mit den SIEGELN DER MACHT verbarg. Sie riß das Bild achtlos herunter. Irritiert schaute sie die Drehknöpfe einen Moment lang an und machte sich dann an den Zahlenschlössern zu schaffen. Dabei murmelte sie ein einzelnes Wort; nein, kein Wort, mehr ein kehliger, unglaublich düster klingender Laut, der geeignet war, jedem Menschen einen Knoten in die Stimmbänder zu zaubern.

Ich zuckte zusammen. Eine Gänsehaut rann über meinen Rücken, und ich glaubte für einen Sekundenbruchteil die Anwesenheit von etwas ungeheuer Fremdartigen zu spüren, das durch ihren Ruf herbeigelockt worden war. Obwohl sie nur leise gesprochen hatte, schien der düstere Laut von den Wänden widerzuhallen und bei jedem Echo noch an Stärke zu gewinnen.

Ich durfte nicht mehr länger zögern. Auch wenn Priscylla die Kombination des Safes nicht kannte, war ich mir plötzlich gar nicht mehr sicher, ob sie ihn nicht trotzdem zu öffnen vermochte. Es war nicht das erste Mal, daß ich einen Laut wie diesen gehört hatte. Sie hatte ein Wort der Macht gesprochen; ein sicherer Beweis, daß sie unter den Einfluß eines fremden Willens geraten war, bei dem es sich nur um ein gespenstisches Eigenleben der SIEGEL in dem Safe handeln konnte.

»Laß es, Pri«, sagte ich und trat an sie heran, um sie zurückzuziehen. Noch bevor ich sie berühren konnte, fuhr sie blitzartig herum.

Ein eisiger Splitter schien in mein Herz zu fahren.

Wahnsinn und unmenschlicher Haß hatten Priscyllas Gesicht verzerrt. Ihr Mund war weit aufgerissen; Schaum stand vor ihren Lippen. Ihre Augen waren auf entsetzliche Art verdreht, so daß fast nur noch das Weiße der Augäpfel zu sehen war.

Ohne auch nur auszuholen, versetzte sie mir mit der Hand einen Schlag, der mich quer durch den Raum schleuderte, bis eines der Regale meinen Sturz reichlich unsanft abbremste. Abermals splitterte Holz.

Halb ohnmächtig sank ich an der Wand entlang zu Boden.

* * *

Binnen weniger Stunden hatte Zimmer siebenunddreißig ein völlig anderes Gesicht angenommen, auch wenn es weniger an den äußerlich sichtbaren Veränderungen lag. Der Raum war geputzt worden, das Bett frisch bezogen und zwei weitere Betten hineingestellt worden. Die Atmosphäre war wieder steril, wie in fast jedem Krankenzimmer, das nicht belegt war, zumindest so lange nicht, bis in wenigen Stunden neue Patienten eintreffen würden.

Es ist, als ob Priscylla gestorben wäre, dachte Denham. Und im Grunde machte es für ihn auch keinen Unterschied, aus welchem Grund sie das Sanatorium verlassen hatte. Für ihn war sie tot, ihm blieben nur die Erinnerungen. Alles, was auf ihre Anwesenheit hingedeutet hatte, war verschwunden. Ihre Sachen hatte sie mitgenommen, den Blumenstrauß, den er ihr vor zwei Tagen geschenkt hatte, hatten die Putzfrauen weggeworfen. Es war, als ob auch ein Teil von ihm selbst gestorben wäre.

Denham saß auf einem Stuhl und starrte ins Nichts.

Er begriff nicht, was mit ihm geschah. Die Frau hatte irgend etwas mit ihm gemacht, hatte ihn verzaubert, und er kam nicht dagegen an. Wenn er die Augen schloß, sah er sie immer noch in ihrem Bett liegen, glaubte er ihre Stimme zu hören und den Duft ihres Parfüms zu riechen. Er glaubte wieder ihre weichen Lippen auf seinem Mund zu spüren, und seine Hände schienen über ihren vollendeten Körper zu gleiten.

Er war verwirrt wie nie zuvor, fühlte sich elend und schwach wie nach

einer langen, schweren Krankheit. Er hatte Williams erklärt, daß ihm nicht gut wäre, und den Kollegen gebeten, seine Krankenbesuche mit zu übernehmen, um sich nach dem Abzug der Putzfrauen und Krankenschwestern in diesem Zimmer zu verkriechen. Er mußte Ruhe in seine aufgewühlte Gefühlswelt bringen. Wenn es ihm nicht gelang, seine Empfindungen in den Griff zu bekommen und sich über sich selbst klar zu werden, würde er die Trennung nie überwinden.

Denham schluckte und wischte sich eine Träne aus den Augenwinkeln. Es lag lange zurück, daß er zuletzt geweint hatte, so lange, daß er sich kaum noch daran erinnern konnte.

Aber jetzt weinte er wie ein kleines Kind.

Hatte er Priscylla wirklich geliebt? War es überhaupt möglich, sich in so kurzer Zeit derart in einen Menschen zu verlieben, daß die Trennung ihm solchen Schmerz bereitete? Sicher, er hatte sie wegen ihrer Schönheit begehrt, obwohl er gegen dieses Gefühl angekämpft hatte. Aber Liebe? »Oh, Priscylla«, murmelte er mit brüchiger Stimme. »Priscylla, was hast du mir angetan?«

Sein Verhalten mochte auf einen unbeteiligten Beobachter lächerlich wirken, aber er besaß nicht mehr die Kraft, j gegen seine Empfindungen anzukämpfen.

Vor dem Gespräch am heutigen Morgen hatte er Craven nur ein oder zweimal kurz gesehen und ein paar flüchtige Worte mit ihm gewechselt. Bisher hatte Denham diesen Craven für einen vernünftigen Menschen gehalten, doch der heutige Auftritt hatte gezeigt, daß er nichts weiter als ein arroganter, eingebildeter Schnösel war. Er würde Priscylla niemals so glücklich machen können, wie Denham es von sich selbst glaubte. Aber sie hatte sich für Craven entschieden, und nichts konnte daran etwas ändern.

Wirklich?

Eine vage Idee keimte in Denham auf. Obwohl er sich innerlich dagegen sträubte, nahm die Idee in seinem Unterbewußtsein immer mehr die Gestalt eines hinterhältigen Planes an. Sein klares Denken war ausgelöscht, untergegangen in einem wahren Taumel der Sinne, in dem so etwas wie Logik oder Vernunft nichts mehr zu suchen hatte. Er merkte nicht einmal, wie etwas anderes die Gewalt über seinen Willen an sich riß.

Wenn er Priscylla nicht haben konnte, dann sollte es auch niemand sonst, und schon gar nicht dieser Craven!

Ruckartig stand Denham auf. Natürlich, das war die Lösung. Er verstand nicht, wieso er nicht schon früher darauf gekommen war. Er mußte Priscylla und anschließend auch ihren Verlobten töten. Sobald es die beiden nicht mehr gab, würde er seinen inneren Frieden wiederfinden.

Ohne noch länger zu zögern, verließ er das Sanatorium und machte sich auf den Weg zum Ashton Place...

* * *

Ein greller Schmerz, als ob ich in zwei Teile gerissen würde, fuhr durch mein Rückgrat, raste durch meinen Körper und explodierte in meinem Nacken. Alles verschwamm vor meinen Augen, ein blutiger Nebel senkte sich über mein Bewußtsein. Der unvorstellbare Schmerz lähmte mich. Selbst meine Stimmbänder verweigerten mir den Dienst, als ich schreien wollte.

Eine dunkle, betäubende Woge spülte mein Bewußtsein hinweg. Alles um mich herum versank in Finsternis, und der Wunsch wurde fast übermächtig, mich in dieses nachtschwarze Dunkel hineinfallen zu lassen, um dem Schmerz und der fast noch schlimmeren Verzweiflung wenigstens für eine Weile zu entfliehen.

Aber irgendwo in einem verborgenen Winkel meines Gehirns regte sich Widerstand, ein letztes Aufbegehren meines Verstandes, das mich zwang, gegen die beginnende Ohnmacht anzukämpfen. Ich durfte das Bewußtsein nicht verlieren, sonst konnte es gut sein, daß mein Schlaf um einige tausend Jahre länger ausfiel, als mir lieb sein konnte.

Priscylla! Um Gottes willen, was geschah mit Priscylla? Sie durfte nicht...

Der Gedanke verlieh mir noch einmal neue Kraft.

Mit aller Macht stemmte ich mich gegen die saugende Schwärze. Mühsam hob ich den Kopf und versuchte die Benommenheit fortzublinzeln. Die Schleier vor meinen Augen lichteten sich ein wenig, gerade so weit, daß ich meine Umgebung wieder schemenhaft erkennen konnte.

Priscylla kümmerte sich nicht weiter um mich. Sie hatte sich wieder umgedreht, so daß ich ihr entstelltes Gesicht nicht sehen konnte. Ihre Hände lagen noch immer auf den Zahlenschlössern. Ich sah, wie ein

fast unmerklicher Ruck durch ihren Körper ging. Sie ließ ihre Hände herabsinken, riß sie dann in einer blitzartigen Bewegung wieder hoch –

und stieß sie durch die Tür des Safes!

Der gehärtete, handbreite Stahl wurde geradezu auseinandergefetzt, als handele es sich um Papier. Ein unnatürliches, grünliches Leuchten drang aus dem Spalt. Ohne sichtliche Anstrengung riß Priscylla die ganze Vorderfront ab. Kreischend gab das Metall nach. Mörtel rieselte aus den Fugen, und ein Teil des Putzes und der Tapete bröckelten ab, als der gesamte eingemauerte Safe mit unvorstellbarer Wucht ein Stückweit aus der Wand gerissen wurde. Das grünliche Leuchten verstärkte sich noch.

Ich versuchte, auf die Beine zu kommen, und ließ mich stöhnend zurücksinken, als erneut ein glühender Dolch mein Rückgrat zu spalten schien.

Priscylla griff in den Safe und zog ein bizarr geformtes Gebilde heraus, das wie ein unmenschliches Herz zu pulsieren schien und in seinem Inneren das kalte, grünliche Leuchten gebar. Es war jetzt so stark, daß es sogar durch ihre Hände drang.

Es dauerte einige Sekunden, bis ich begriff, um was es sich bei dem Gebilde handelte.

Die fünf SIEGEL hatten sich trotz ihrer völlig unterschiedlichen Formen auf unmöglich anmutende Art zu einem Ganzen zusammengefügt; einem fremdartigen Ding mit Linien und Formen, die es gar nicht geben durfte. Winkel, die auf sinnverwirrende Art in sich gekrümmt waren, hatten sich gebildet und die Verschmelzung der SIEGEL möglich gemacht. Wenn sie vorher wie (nun ja, halbwegs) irdische Gegenstände angemutet hatten, so zeigte sich nun deutlich, daß sie nicht von dieser Welt stammten, sondern aus einem Reich, in dem gänzlich andere Naturgesetze galten, wenn überhaupt.

Der Anblick ließ mich aufstöhnen. Ich spürte, wie sich allein durch den Anblick dieses Gebildes etwas Düsteres wie ein schleichendes Gift in meine Seele stahl. Der Hauch des Bösen kroch auf dürren Spinnenbeinen durch meine Gedanken. Ich wollte den Kopf abwenden, konnte mich aber nicht von dem Anblick losreißen.

Unter der Berührung Priscyllas begannen sich die SIEGEL zu verwandeln. Es war keine mit den Augen wahrnehmbare Veränderung, aber ich spürte sie wie die Berührung einer finsteren

Hand.

Die SIEGEL wurden gebrochen!

»Nein!« krächzte ich. »Um Gottes willen… Pri, hör auf!«

Sie beachtete mich nicht einmal, sondern fuhr in ihrem schrecklichen Werk fort. Ich besaß nur fünf der sieben SIEGEL, und um die GROSSEN ALTEN zu erwecken, waren alle sieben nötig. Aber woher konnte ich wissen, ob die letzten SIEGEL nicht längst von jemandem gefunden und anderenorts gebrochen worden waren?

Noch einmal versuchte ich mich hochzustemmmen, doch wieder gaben die Beine unter meinem Gewicht nach.

Mit der Kraft der Verzweiflung kroch ich auf Priscylla zu.

Ihr Gesicht war kaum noch zu erkennen, so sehr hatte der Wahnsinn es entstellt. Geifer troff von ihren Lippen, und ununterbrochen murmelte sie finster klingende Worte einer längst untergegangenen Sprache.

Jede Bewegung bereitete mir unvorstellbare Pein, aber mit einer Kraft, von der ich im Nachhinein nicht mehr wußte, woher ich sie nahm, zwang ich mich Zoll um Zoll vorwärts. Es war seltsam, aber je weiter ich mich Priscylla näherte, desto mehr Kraft schien in meinen Körper zurückzukehren.

»Laß die SIEGEL fallen!« ertönte hinter mir eine harte, fast hysterisch klingende Stimme. Begleitet wurde sie von dem charakteristischen Klicken, mit dem der Hahn eines Revolvers gespannt wird.

Pri erstarrte, hielt die SIEGEL aber immer noch fest.

Ich wandte den Kopf.

Howard stand auf der Türschwelle, einen Trommelrevolver in der Hand. Sein Gesicht schien wie aus Stein gehauen, und in seinen Augen lag ein gefährliches Funkeln.

»Laß sie fallen, oder ich schieße!« rief er noch einmal. Der Klang seiner Stimme ließ keinen Zweifel aufkommen, daß er seine Drohung wahrmachen würde.

»Nicht, Howard«, stammelte ich. Es widersprach jeder Logik. Priscylla stand im Begriff, unermeßliches Elend über die Welt zu bringen, sie

hatte sich in eine ekelerregende Kreatur verwandelt, und doch liebte ich sie noch und würde nicht zulassen, daß man ihr etwas antat.

Sie war selbst nur ein Opfer, nicht mehr als eine Marionette, die einem fremden Willen gehorchte. Howard aber haßte sie als Person, und ich wußte, daß er sie töten würde, ob sie ihm gehorchte oder nicht.

Mit jeder Sekunde ließen die Schmerzen in meinem Rücken nach, und ich spürte, wie neue Kraft in meinen Körper strömte.

Immer noch stand Priscylla reglos vor dem zerstörten Safe und hielt das bizarr geformte Gebilde fest, aber sie war verstummt und wirkte nicht mehr auf die SIEGEL ein. Das unruhige Pulsieren des Dinges war erloschen.

Howard hob die Pistole, so daß die Mündung genau auf Pris Kopf gerichtet war. Er trat zwei Schritte vor. »Nimm sie ihr ab«, sagte er an mich gewandt. »Los, mach schon!«

Ich nickte verwirrt und stemmte mich hoch. Die Schmerzen und meine Schwäche waren wie fortgewischt, aber ich ließ meine Bewegungen bewußt schwerfällig und mühsam wirken, um ihn zu täuschen.

Langsam trat ich einen Schritt in Pris Richtung, fuhr dann blitzschnell herum

– und warf mich auf Howard. Mein Angriff kam so überraschend, daß er nicht mehr ausweichen konnte. Gemeinsam stürzten wir zu Boden.

Ich kam über ihm zu liegen, packte seine Waffenhand und schlug sie hart auf den Boden. Sein Gesicht verzerrte sich vor Schmerz, aber er ließ den Revolver nicht los.

»Was tust du?« schrie er und versuchte, sich aus meinem Griff zu winden. »Sie wird uns alle vernichten, wenn ich sie nicht töte!«

»Du wirst ihr nichts tun!« brüllte ich. Verbissen rangen wir um den Besitz des Revolvers. Ich kämpfte wie ein Berserker um Pris Leben. Für einen Augenblick ließ ich Howard los und knallte ihm die Faust ans Kinn. Ich hatte nicht viel Schwung holen können, aber die Wucht des Schlages reichte aus, Howard erschlaffen zu lassen.

Erst zu spät erkannte ich, daß er sich nur verstellt hatte. Als ich mich ein wenig aufrichtete, zog er die Beine an und schleuderte mich zurück.

Für einen Sekundenbruchteil flackerte der Schmerz in meinem Rücken wieder auf, aber er verging ebensoschnell. Ich sah, wie Howard sich aufrichtete und die Waffe auf die immer noch reglose Priscylla anlegte.

»Neeiiin!«

Ich war mir nicht einmal bewußt, daß ich es war, der den Schrei ausgestoßen hatte. Mit aller Kraft stieß ich mich vom Boden ab und sprang Howard an. Ich bekam den Revolver zu packen und drehte seine Hand mit einem harten Ruck herum.

Ein Schuß löste sich. Gleichzeitig sackte Howard in sich zusammen. Ein ungläubiger Ausdruck erschien auf seinem Gesicht. Ein, zwei Herzschläge lang starrte er mich anklagend an, dann brach er endgültig zusammen. Reglos blieb er auf dem Boden liegen. Blut sickerte aus einer Wunde in seiner Brust.

Unberührt von allem setzte Priscylla ihre Beschwörung fort. Die düsteren Worte klangen wie bitterer Hohn in meinen Ohren.

»Hör auf!« schrie ich und fuhr herum. Der Ausdruck des Wahnsinns war aus ihrem Gesicht gewichen. Es zeigte wieder das engelhaft schöne Antlitz, das ich so liebte, aber gerade dadurch schienen die Beschwörungsformeln in der Sprache der GROSSEN ALTEN noch grausamer zu klingen.

»Hör auf!« schrie ich noch einmal und taumelte auf sie zu.

Im gleichen Moment hörte ich hinter mir ein Geräusch. Mit letzter Kraft hatte Howard noch einmal den Revolver gehoben, und diesmal hatte ich keine Chance mehr, ihn rechtzeitig zu erreichen.

Der Knall des Schusses hallte wie eine abgefeuerte Kanone in dem engen Raum und wurde von einem noch gewaltigeren Bersten übertönt. Geistesgegenwärtig riß Priscylla das aus den SIEGELN gebildete Ding hoch. In einer gewaltigen Explosion barst es auseinander, als es von der Kugel getroffen wurde. Eine Feuerlohe fauchte mir entgegen und raste brüllend über mich hinweg. Ich spürte die Flammen wie die Berührung einer glühenden Hand auf meiner Haut.

Und im gleichen Moment zersplitterte die Welt!

* * *

Das Wesen schien aus gestaltgewordenem Nichts zu bestehen. Es war von absoluter Finsternis, aber weit mehr als nur Schatten und Dunkelheit. Wo es sich befand, klaffte ein Riß in der Wirklichkeit, ein in seiner Form unbeständig wallendes Etwas, in dem es nachtschwarz zuckte und waberte.

Der-der-hinter-den-Schatten-wandelt.

Nicht der Tod, denn Engel sind unsterblich, sondern ein tausendmal schlimmeres Wesen. Nicht einmal ein Geschöpf der Hölle, sondern eine absolut fremdartige Lebensform aus dem Abgrund jenseits der Sterne. Etwas, das sich am ehesten mit einem lebenden Tor vergleichen ließ, das jeden, den es verschlang, aus diesem Universum tilgte und ins absolute Nichts verbannte, eine Hölle ewigwährender Pein, von wo es keine Rückkehr mehr geben konnte. Es gab Schicksale, die schrecklicher waren als der Tod.

Shadow begann zu laufen und wußte doch, daß sie dem Wesen nicht entkommen konnte. Der-der-hinter-den-Schatten-wandelt gab niemals auf, wenn er sich einmal auf die Spur eines Opfers gesetzt hatte, und es gab keine Chance, ihn abzuschütteln. Er würde sie ewig hetzen, so lange, bis sie nicht mehr fliehen konnte. Aber sie mußte versuchen, Zeit zu gewinnen, bis die Gefahr durch die SIEGEL gebannt war.

So hastete sie durch die tote Wüstenlandschaft Kadaths, und wenn sie sich auch nicht umwandte, wußte sie doch, daß ihr Verfolger dicht hinter ihr war. In ihrer Verzweiflung wagte sie es, den anzurufen, dessen Namen verboten war und den Tod brachte. »Hastur, hilf!«

Wieder und wieder schrie sie es. Ihr Ruf hallte durch die Einöde der toten Welt und über ihre Grenzen hinaus.

Sie spürte, wie sie den Kontakt zu ihrem irdischen Diener verlor und ihr die Kontrolle über den Traum Robert Cravens entglitt. Auch dieser Versuch war fehlgeschlagen, und das Schicksal würde seinen Lauf nehmen, weil sie nicht mehr die Kraft besaß, noch einmal auf die Ereignisse einzuwirken.

In diesem Augenblick spürte sie, wie etwas sie packte und mit sich fortriß. Raum und Zeit wurden bedeutungslos, ein Kaleidoskop durcheinanderwirbelnder Farben und Formen. Um sie herum pulsierte die Ewigkeit.

Aber sie begriff, daß sie gerettet war, zumindest für eine kurze Zeit.

»Du hast den verbotenen Namen genannt«, donnerte eine Stimme direkt in ihren Gedanken. »Und du hast mich verraten. Aber ich will dir eine letzte Chance geben, deinen Fehler auszumerzen. Dir bleibt genug Zeit, bis der Vollstrecker deine Spur wiederfindet. Töte Robert Craven, bevor er die SIEGEL bricht!«

Die Stimme verstummte, und wieder fühlte Shadow, wie sie durch die Ewigkeit geschleudert wurde. Sie wußte, wo ihre Reise enden würde.

Töte Robert Craven! hallte noch einmal der Befehl des GROSSEN ALTEN in ihr wider.

* * *

Die Feuerlohe, der Raum um mich herum, Howard, Pri... alles löste sich in Nichts auf.

Ich befand mich in der Eingangshalle. Rowlf und Mary standen mit schreckensbleichen Gesichtern neben mir. Auch Priscylla befand sich bei ihnen. Und Howard.

Howard!

Der stinkende Zigarrenrauch, den er mir entgegenblies, überzeugte mich, daß es sich um kein Trugbild handelte.

Aber ich hatte ihn doch erschossen! Deutlich sah ich seinen toten Körper ein paar Schritte entfernt liegen und...

»Was...?« murmelte ich und schaute genauer hin.

Es war nicht Howards Körper. Der Mann war kleiner und nicht ganz so hager. Mit zwei Schritten erreichte ich den Leichnam und drehte ihn herum. Jetzt erkannte ich, um wen es sich handelte. Es war Professor Denham. Er hielt den Revolver noch in der Hand. Die Kugel hatte sein Herz getroffen, genau wie ich es im Traum bei Howard gesehen hatte.

»Wieder... ein Traum«, stammelte ich. Nur langsam fand ich in die Realität zurück. Jetzt erinnerte ich mich auch wieder vage daran, daß ich beim Verlassen des Sanatoriums für einen Sekundenbruchteil das mit seltsamen Symbolen beschlagene Portal gesehen hatte.

Zu diesem Zeitpunkt mußte der Traum bereits begonnen haben.

Aber er war anders gewesen als die vorigen Male. Ich hatte nicht still gelegen, sondern mich bewegt und gehandelt.

»Er wollte mich umbringen«, hauchte Pri. »Er hätte mich erschossen, wenn du nicht…« Sie führte den Satz nicht zu Ende. Ihr Blick flackerte, dann verdrehte sie die Augen und sank ohnmächtig zusammen. Mary fing sie auf.

»Ich muß allein mit dir sprechen«, wandte ich mich unsicher an Howard. Es hatte nichts damit zu tun, daß ich Mary oder Rowlf nicht mehr vertraute, aber Howard konnte ich am ehesten zu erklären versuchen, was ich selbst nicht verstand.

Wir traten in den Salon. Ich schenkte mir ein Glas Cognac ein und schüttete den Alkohol mit einem Schluck in mich hinein. An meiner rechten Hand befanden sich frische Schnittwunden.

»Was ist geschehen?« murmelte ich.

»Was geschehen ist?« Howard runzelte die Stirn. »Aber das mußt du doch am besten…«

»Ich habe wieder geträumt«, murmelte ich. »In der Vision lief alles ganz anders ab.«

Er starrte mich irritiert an, sog ein paarmal an seiner Zigarre, schnippte die Asche auf den Teppich und zuckte kopfschüttelnd die Achseln.

»Du bist zusammen mit Priscylla hergekommen. Kaum wart ihr hier, als dieser Irre auftauchte. Wenn ich sie nicht kriege, soll sie keiner haben! brüllte er und zielte mit der Waffe auf Priscylla. Du hast dich auf ihn gestürzt. Beim Handgemenge löste sich ein Schuß und traf ihn.« Wieder sog Howard an seiner Zigarre und blies mir eine Rauchwolke entgegen. »Ich freue mich schon darauf, Inspektor Cohen wieder im Haus zu haben und ihm alles zu erklären«, fügte er mit einem irgendwie gequält wirkenden Lächeln hinzu.

Ich erklärte ihm, was ich erlebt hatte. Ungläubig starrte er mich an, unterbrach mich jedoch kein einziges Mal und schwieg auch noch mehrere Minuten, nachdem ich geendet hatte.

»Das ist unglaublich«, ergriff er schließlich wieder das Wort. »Hätte ein anderer mir diese Geschichte erzählt… Aber wir werden wohl nie genau herausfinden, wo die Grenze zwischen Traum und Wirklichkeit verlief.«

»Vielleicht doch«, murmelte ich. Ich schaute auf die frischen Wunden an meiner Hand, sprang dann auf und rannte so schnell in die Küche, daß Howard Mühe hatte, mir zu folgen. Das Fenster der Außentür war unversehrt. Ich lief in die Eingangshalle zurück und kniete neben Denham nieder. Hastig ergriff ich den Revolver, öffnete die Trommel und schüttelte die Patronen in meine Hand.

Zwei leere Hülsen befanden sich darunter. Sie waren noch ein wenig warm; beide Schüsse konnten also erst vor wenigen Minuten abgefeuert worden sein.

»Wie oft hat er geschossen?« fragte ich Howard.

»Einmal. Der Schuß war direkt tödlich.«

Ich nickte, hatte keine andere Antwort erwartet. Schweigend kehrten wir in den Salon zurück. Ich trat ans Fenster. Der Garten sah wieder aus wie immer.

»Etwas versucht mit aller Gewalt, mich von Priscylla zu trennen«, stieß ich hervor. »Aber ich werde den GROSSEN ALTEN einen Strich durch die Rechnung machen. Ich habe lange genug gewartet. Nun werde ich Pri heiraten, und nichts kann mich mehr davon abhalten. Ich werde gleich morgen zu Gray gehen und ihn das Nötige in die Wege leiten lassen. Morgen? Unsinn, ich gehe sofort zu ihm!«

Und noch bevor Howard etwas sagen konnte, stürmte ich aus dem Raum.

E N D E

Und in vierzehn

Tagen lesen Sie:

Die Erde erbebt!

Der Himmel reißt auf.

Das Ende ist nah.

Doch haben die GROSSEN ALTEN wirklich gesiegt? Soll es ihnen

gelingen, den Kerker zwischen den Dimensionen zu sprengen und nach zweihundertfünfzig Millionen Jahren die Herrschaft über die Erde aufs neue anzutreten?

Ein Mann allein ahnt den Schrecken voraus. Und nur er hat die Macht, die uralten, bösen Götter zu bannen. Selbst wenn er den höchsten Preis dafür bezahlen müßte.

Der Mann ist Robert Craven, Sohn eines Hexers.

Und sein Schicksal ist schlimmer noch als der Tod...

Hochzeit mit dem Tod